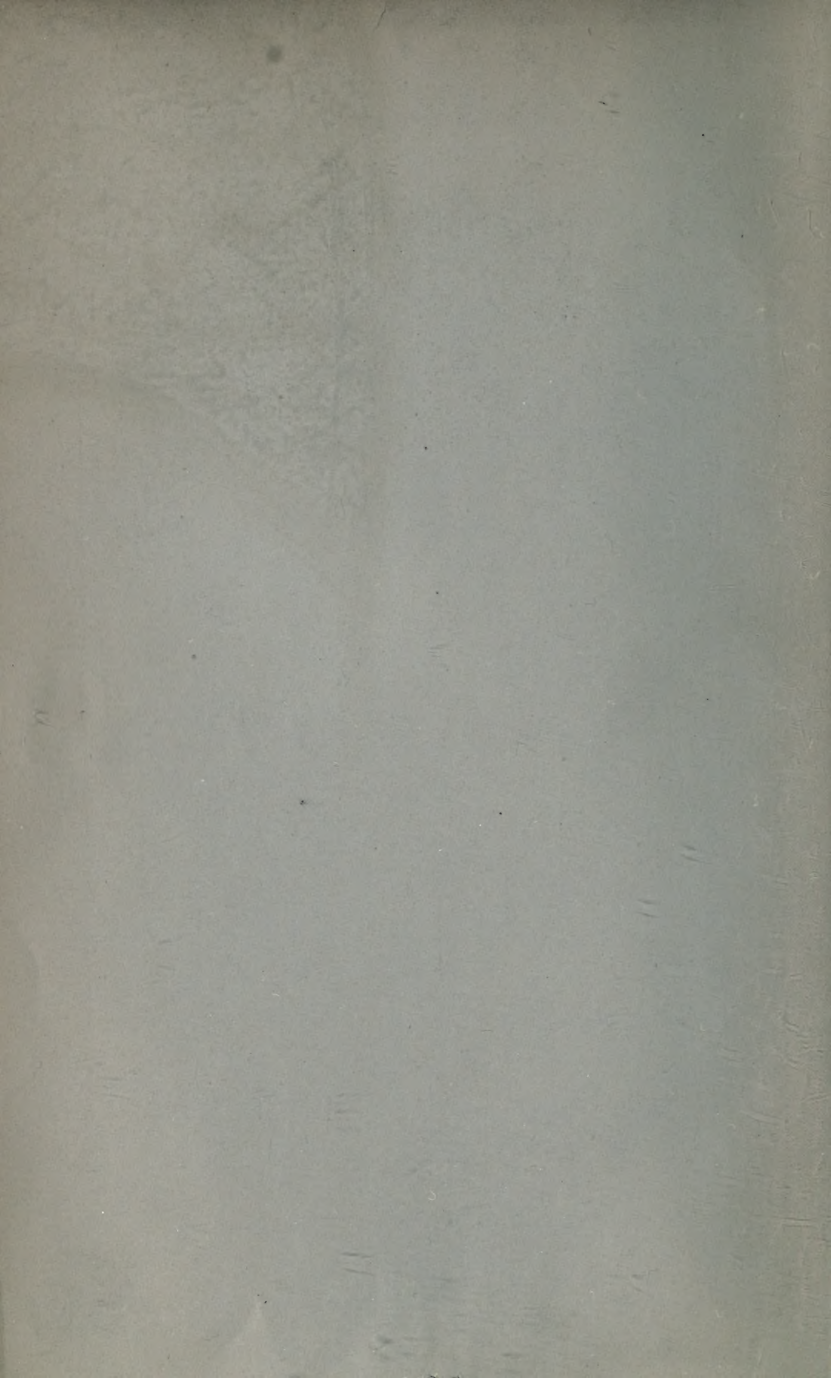




Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Professor G. H. Needler





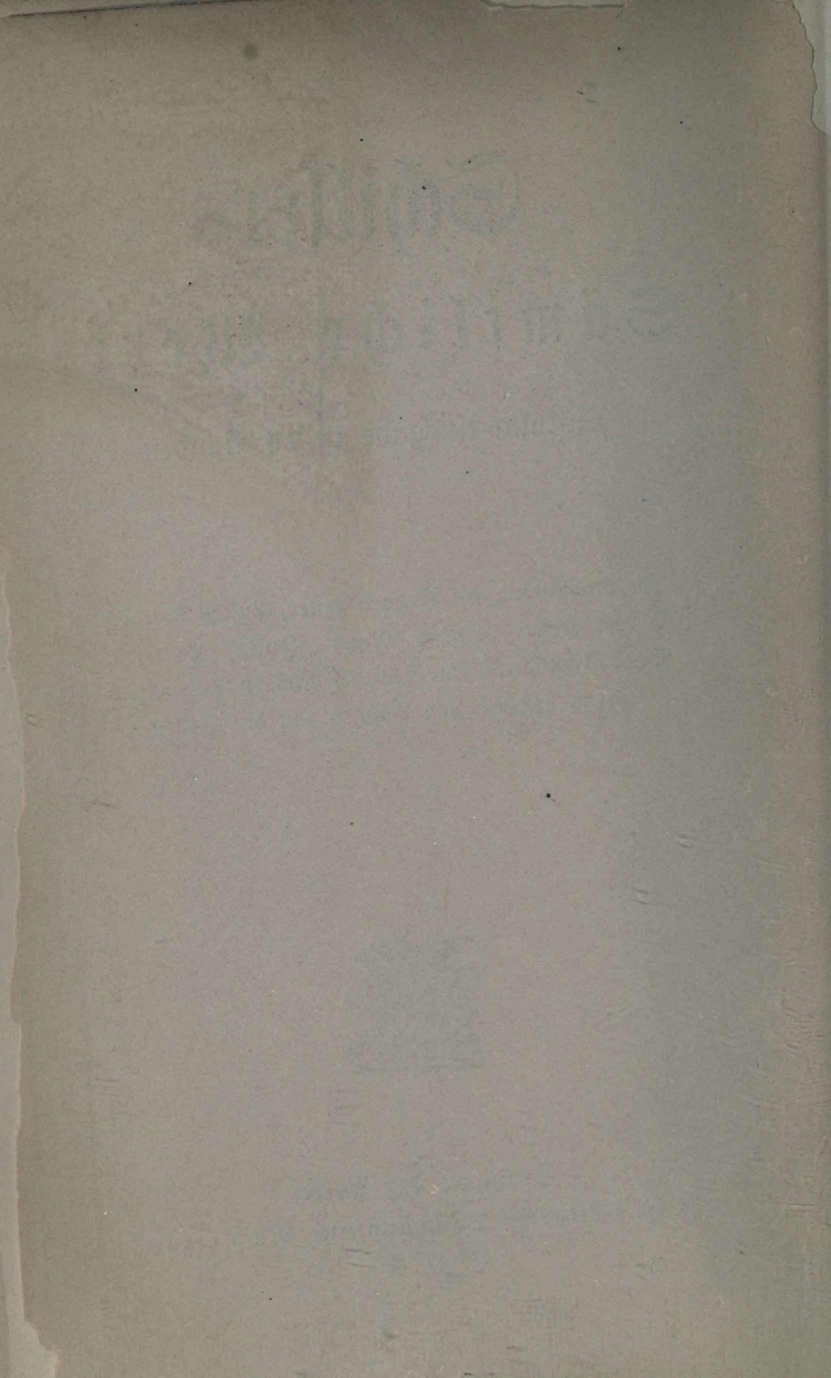
Schillers
Sämtliche Werke

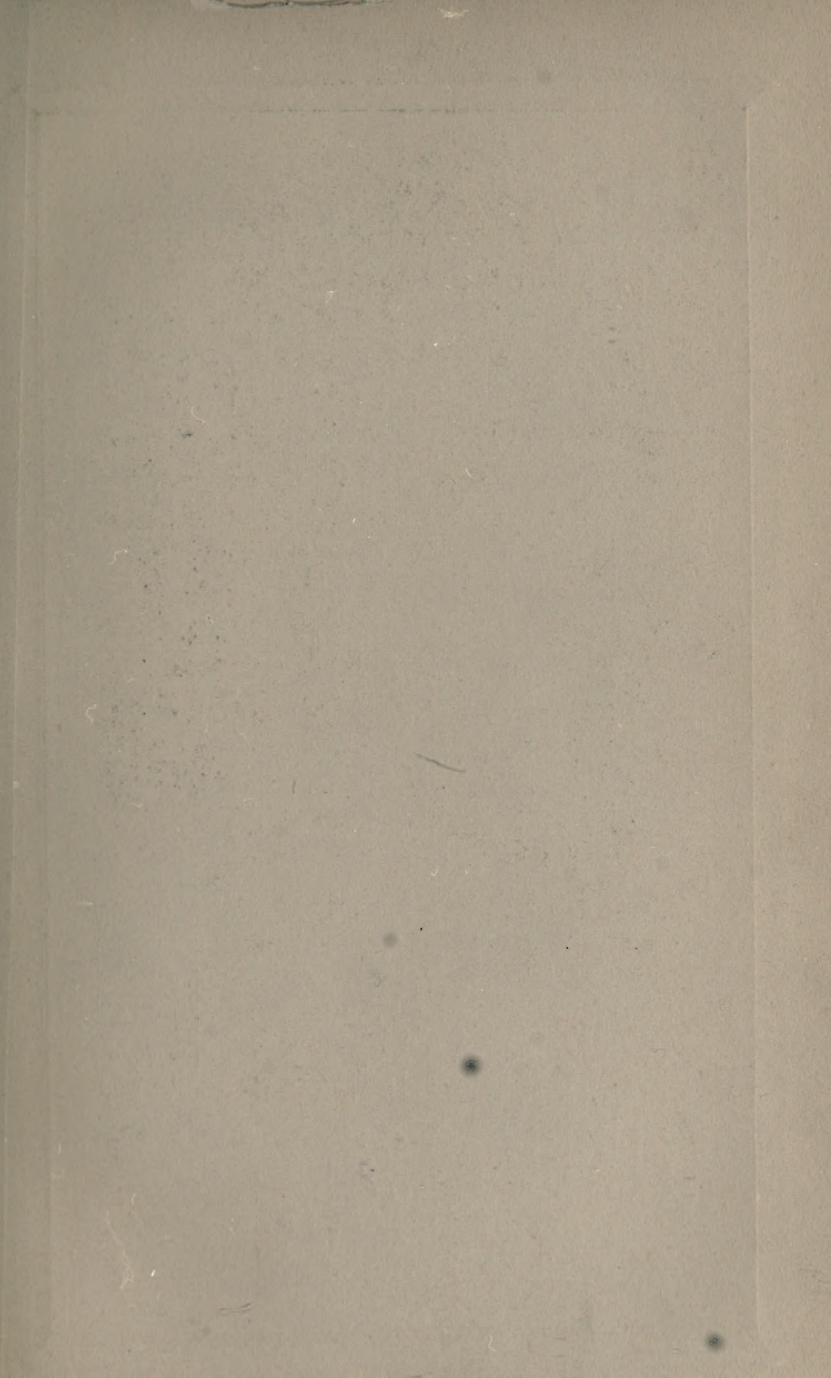
Säkular-Ausgabe in 16 Bänden

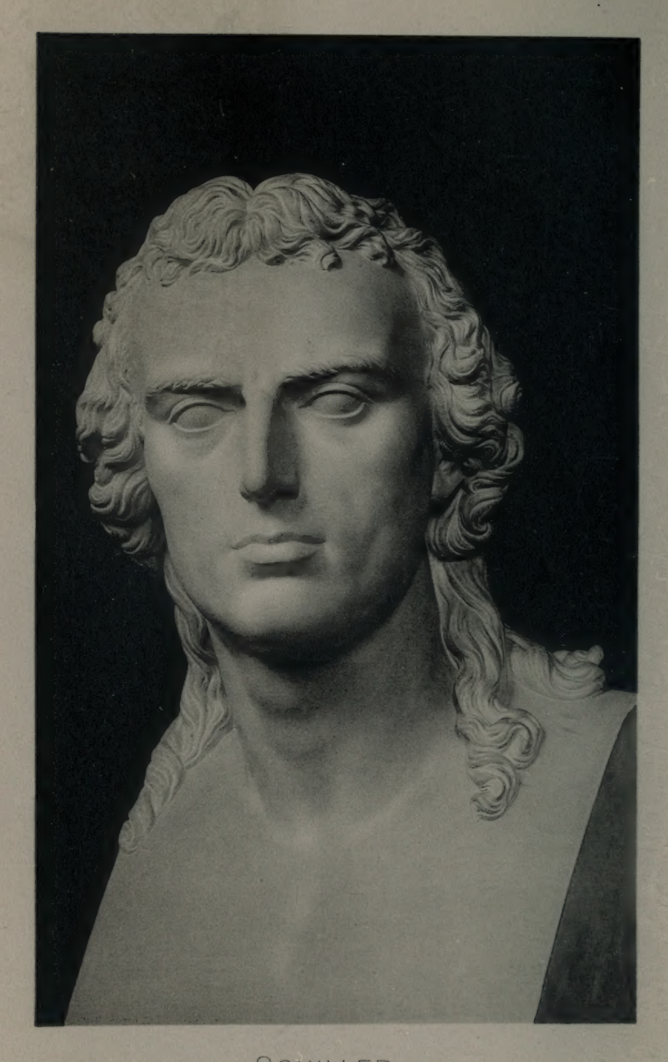
In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner,
Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen,
Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels
herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.







SCHILLER

Nach der Marmorbüste von Dannecker

GG
33-1H.2

Schillers
Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe

Erster Band

Gedichte I

Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen

LIBRARY
UNIVERSITY OF TORONTO



326477
30. 4. 36.

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

PT
2465
B05
v.1

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Am 9. Mai 1805 ging Friedrich Schiller zu den Toten, unsterblich aber leben seine Werke. Immer teurer ist der Dichter seinem Volk geworden, aus allen Geschmackswandlungen eines ganzen Jahrhunderts ging er siegreich hervor, und gerade neuerdings ist die allgemeine Verehrung Schillers, nicht weniger aber auch die wissenschaftliche Würdigung seiner Größe in einem entschiedenen Steigen begriffen.

Die Cotta'sche Buchhandlung, die das Vertrauen des Lebenden genoß, erachtet es als ihre Ehrenpflicht, zur Jahrhundertfeier seines Todes eine Säkular-Ausgabe seiner Sämtlichen Werke zu veranstalten. Vornehm in ihrer Ausstattung, soll diese Ausgabe alle Anforderungen erfüllen, die nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft an ein solches Unternehmen zu stellen sind.

Einleitungen und Anmerkungen umrahmen den Text. Auf Grund gelehrter Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuß wie das Verständnis zu vertiefen.

Der Text beruht durchgehends auf neuer, sorgfältigster Kritik der gesamten Überlieferung; die Aus-

gabe selbst aber bringt keinen Varianten-Apparat zum Abdruck, sondern bietet nur das Ergebnis der kritischen Arbeit dar. Diese hat in erster Linie Herr Dr. Julius Petersen übernommen, der auch in allem übrigen den Herausgeber unterstützte; für die von ihm selbst kommentierten Teile ist der Herausgeber auch hinsichtlich des Textes allein verantwortlich.

In der Rechtschreibung richten wir uns nach den zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz getroffenen Vereinbarungen, ohne der Sprache besonders des jungen Schiller Gewalt anzutun.

Die Büste, deren Nachbildung den vorliegenden Band schmückt, hat Dannecker, des Dichters Freund, in dessen fünfunddreißigstem Lebensjahr entworfen und später im großen ausgeführt.

Stuttgart, im Februar 1904.

Inhalt des ersten Bandes

Gedichte. Erster Teil

Anhang

Ein alphabetisches Verzeichnis der Überschriften und der Anfänge aller in dieser Ausgabe enthaltenen Gedichte folgt am Schlusse des sechzehnten Bandes.

Einleitung

Schillers Gedichte erscheinen hier zum ersten Male in der letztwillig von ihm selbst bestimmten Anordnung. Wie diese entstand und warum sein Wille ein Jahrhundert lang unerfüllt geblieben ist, bedarf der Erklärung. Indem wir sie geben, finden wir zugleich Gelegenheit zu einem summarischen Überblick über das gesamte Schaffen des Dichters.

Den Plan, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, erwog Schiller schon 1789, als Dreißigjähriger. Fragen wir, was eine solche Sammlung damals hätte enthalten können, so finden wir außer dem „Lied an die Freude", den „Göttern Griechenlands" und den „Künstlern" kaum eines derjenigen Gedichte, um deren willen wir den größten Dramatiker unserer Literatur auch zu den großen Lyrikern zählen.

Einen ersten Höhepunkt freilich hatte seine lyrische Produktion zu jener Zeit bereits erlebt: in Rivalität mit einem jungen Landsmann, Gotthold Stäudlin, war er schon vor sieben Jahren mit einer „Anthologie auf das Jahr 1782" hervorgetreten, für die er selbst die meisten Beiträge geliefert hatte, darunter die in überkühnen Phantasien schwelgenden Laura-Oden. Wenige Wochen aber vor der Veröffentlichung dieser „Anthologie" hatte tosender Beifall das Mannheimer Theater bei der

ersten Aufführung der „Räuber“ erschüttert, und damit war die Hauptrichtung von Schillers Dichterberuf ein für allemal entschieden. „Fiesco“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“ folgten einander, und die Lyrik war so gut wie vergessen. Die wenigen Gedichte aus der langen Werdezeit des letztgenannten Dramas wurden durch eigenste Erlebnisse hervorgerufen: der „Kampf“ und die „Resignation“ durch die jähe Leidenschaft für Charlotte v. Kalb, das „Lied an die Freude“ durch das Glück, das der Dichter nach Jahren sorgenvoller Unrast, fern von der schwäbischen Heimat, in einem Kreis begeisterter Verehrer fand; dazu kam, außer einigen Gelegenheitsgedichten im gewöhnlichen Sinne, nur noch „Die unüberwindliche Flotte“ als ein Nebenprodukt des „Carlos“. Aber auch nach dem Abschluß dieses Dramas (1787) gesellten sich in den nächsten zwei Jahren nur noch vier Gedichte hinzu: „Einer jungen Freundin“ — als die einzige poetische Frucht seiner jungen Liebe zu Charlotte v. Lengefeld bemerkenswert —, sodann „Die berühmte Frau“, „Die Götter Griechenlands“ und zuletzt „Die Künstler“.

Mit diesem Gedichte nahm Schiller im Anfang des Jahres 1789 planmäßig auf lange Zeit Abschied von der lyrischen, ja tatsächlich von aller Poesie. In strenger Selbstkritik hatte er erkannt, daß er einer gründlichen Durchbildung seines Wissens und Denkens bedürfe, um als Dichter das leisten zu können, was er von sich forderte. Den oben erwähnten Plan einer Sammlung seiner Gedichte mußte er daher bei einem Überblick über die vorhandenen sofort wieder fallen lassen. Denn kaum eines derselben konnte ihn jetzt noch befriedigen, und nur seine finanziellen Bedrängnisse ließen ihn in den nächsten sechs Jahren, die er fast ausschließlich historischen und philosophischen

Studien und Arbeiten widmete, gelegentlich auf jenen Plan zurückgreifen. Jedesmal aber stellte er ihn wieder zurück: denn zu der unerläßlichen Bearbeitung der vorhandenen wie zur Ausführung einiger in der Idee angelegten Gedichte fehlte es ihm in all dieser Zeit an Gesundheit und Stimmung.

Da, nach mehreren Jahren einer kühlen Nachbarschaft, schlossen sich Goethe und Schiller in Freundschaft zusammen. Beide in Gefahr, durch wissenschaftliche Interessen ihrem höchsten Beruf entfremdet zu werden, innerlichst beide nach diesem zurückverlangend, begegneten sie einander und wanderten nun Hand in Hand wieder in das Reich der Poesie. Nach seiner Art richtete sich jeder darin aufs neue ein: Schiller, indem er das heimgebrachte Gold der Gedanken zu Gedichten ausmünzte. Der Höhepunkt seiner „Reflexionspoesie über Ethisches und Ästhetisches", seiner sogenannten „Ideen- oder Gedankenlyrik" fällt in den Anfang dieser zweiten dichterischen Periode (1795—1805), und viele der in diesen Kreis gehörigen Gedichte sind geradezu Ausgestaltungen von Gedanken, die er in den philosophischen Abhandlungen der Zwischenzeit niedergelegt hatte.

Anknüpfend an die letzten Erzeugnisse seiner ersten poetischen Periode, ganz unmittelbar insbesondere an die „Künstler", fand er nach längerem Schwanken zwischen freigegliederten und strophischen gereimten Gedichten ein formales Vorbild in Goethes damals noch ungedruckt ruhenden „Römischen Elegien" und „Venezianischen Epigrammen". Das antike Versmaß der Distichen kam dadurch auch bei Schiller für längere Zeit fast zur Alleinherrschaft, und diese Form war es auch, in welche die verbündeten Dichter nun ihre „Xenien" gossen, das

eherne Manifest ihres Schutz- und Trutzbündnisses gegen die gesamte zeitgenössische Literatur und Wissenschaft.

Unmittelbar nach diesem „tollen Wagestück" jedoch, durch das sie fast die ganze literarische Welt gegen sich in Harnisch gebracht hatten, erkannten beide Dichter die Notwendigkeit, sich durch neue, höchste Leistungen auf ihrer isolierten Höhe zu behaupten. Schiller nahm den älteren Plan des „Wallenstein" wieder auf, Goethe schuf „Hermann und Dorothea". Aber durch die eigne Arbeit wurde Schiller in historische Studien zurückgezogen, durch die des Freundes in die ästhetische Theorie; vor allem war es ein lebhafter Meinungsaustausch über die Gesetze der epischen und der dramatischen Dichtkunst, der Schiller den entschiedenen Rückweg zur Bühne jetzt noch nicht finden ließ. Dagegen entspann sich aus solchen gemeinsamen Untersuchungen ein Wetteifer in kleinen epischen Dichtungen, in Balladen, und erst im Herbst 1797 wandte sich Schiller ernstlich wieder dem Drama zu. „Wallenstein" kam zum Abschluß, „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell" entstanden in kaum unterbrochener Reihe, zuletzt der mächtige Torso des „Demetrius". Was daneben noch an Gedichten reifte, erweist sich außer einigen geselligen Liedern zumeist als Ausführung von Entwürfen, die dem zweiten Höhepunkt seiner lyrischen Produktion, den Jahren 1795—98, angehören.

Und wiederum, wie bei Schillers erstem Abschied von der lyrischen Poesie, lebte der Plan einer Sammlung seiner Gedichte auch 1798 auf. Im Herbst des nächsten Jahres sollte sie erscheinen. Wie reich war jetzt der Vorrat und wie reif im Verhältnis zu demjenigen, über den er vor einem Jahrzehnt verfügt hatte!

Immer höher aber waren auch die Forderungen des Dichters an sich selbst gestiegen. In die nur zögernd gerüstete Sammlung, deren Druck erst im August 1800 beendigt war, nahm er endlich, um das Erscheinen durch Bearbeitung älterer Gedichte nicht noch länger aufzuhalten, nur sehr weniges aus der Zeit vor 1795 auf, und auch das Reife unterwarf er noch einer strengen Zensur. Manches, das ihm sehr wert war, in der damals vorliegenden Gestalt aber ihm noch nicht genügte, sollte in günstigen Tagen um- oder ausgestaltet werden und dann mit dem Neuen, das er von seiner Muse noch erhoffte, einen zweiten Gedichtband bilden.

Die günstigen Tage blieben aus, und alle Kraft des Leidenden gehörte in den nächsten Jahren der dramatischen Produktion. Reich war die Ernte — für uns, nicht für ihn. Die stolzen Bühnenerfolge seiner Dramen brachten ihm nur geringen Gewinn. Um ein schlichtes Haus erwerben zu können, im Anfang des Jahres 1802, sah er sich fast ganz auf Darlehen und Vorschüsse angewiesen. Sofort stellte Cotta die Summe zur Verfügung, die Schiller ihm nannte; in seiner Bescheidenheit aber hatte dieser die wahre Höhe seines Bedarfs verschwiegen und es vorgezogen, auch von dem Leipziger Verleger Crusius, bei dem auf Grund alter Verpflichtung der erste Band seiner Gedichte erschienen war, einen Vorschuß auf die versprochene Fortsetzung zu nehmen.

So wurde der Wunsch, eine zweite Gedichtsammlung zu veranstalten, zu einer drängenden Verpflichtung.

Schiller erfüllte sie zur Ostermesse 1803, indem er sich kurz entschloß, eine Auswahl der bei der ersten Sammlung zurückgelegten Gedichte nunmehr mit den wenigen neuen in einen bunten Strauß zu binden. Zu einer eingreifenden Bearbeitung seiner Jugendlyrik war

er auch jetzt nicht in der Lage, und so beschränkte er sich fast ganz auf das negative Mittel der Kürzung. Wahrhaft befriedigen konnte ihn das nicht, und von aufrichtigen Freunden wie von gehässigen Kritikern mußte er Bedauern und Tadel erwarten. Als der gewandte Redakteur aber, der er war, fand er ein Mittel, um solchen Äußerungen vorzubeugen, indem er diesen zweiten Gedichtband mit folgender „Vorerinnerung" eröffnete:

„Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtenteils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Wert nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigentum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

„Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen."

Wie zweckmäßig und treffend diese in ihrem Stil die Mitwirkung Goethes verratenden Sätze waren — auf die Dauer konnten sie das Nebeneinander zweier Schillerischen Gedichtsammlungen nicht rechtfertigen, deren erste eine im ganzen wohlgeordnete Auswahl, deren zweite ein buntes Gemisch darstellte. Das Werte und Würdige aus beiden Sammlungen in einer dritten zu verbinden, war eine Pflicht des Dichters gegen sich selbst.

Ermutigt durch den schnellen Absatz des ersten Gedichtbandes, wünschte der Verleger außer einer zweiten Auflage eine „Prachtausgabe" zu veranstalten. Auf diesen im Januar 1803 zuerst geäußerten Plan ging Schiller mit Freuden ein, änderte ihn aber bald dahin, daß die Prachtausgabe keine bloße Wiederholung des ersten Bandes, sondern eine Auswahl aus beiden Sammlungen in einer ganz neuen Anordnung enthalten sollte. Im Oktober 1803 begann er die Vorbereitung, die Arbeit am „Tell" jedoch hielt ihn während des ganzen Winters davon ab; erst im Juni 1804 ordnete er die zur Aufnahme bestimmten Gedichte in vier Bücher, und am 21. November 1804 versprach er dem Verleger, das Manuskript in wenigen Tagen abzusenden. Eben jetzt aber begann eine neue Zeit der Leiden, und so war es dem Dichter willkommen, daß der Verleger aus technischen Gründen einen Aufschub wünschte. Die letzte Erwähnung des Planes findet sich in Schillers Brief an Cotta vom 25. Februar 1805. Er bat um einen Abguß seiner Büste von Dannecker, da Friedrich Tischbein eine für die Prachtausgabe bestimmte, nur flüchtige Zeichnung darnach berichtigen wollte: die Herstellung eines ausgeführten Bildes nach dem Leben war durch das Leiden des Dichters verhindert worden — und wenige Monate später zeichnete Jagemann die Züge des Toten.

Ihm durch Veranstaltung der Prachtausgabe ein Denkmal zu setzen, hätte gleich damals nahegelegen. In der Tat verlangte der oben genannte Leipziger Verleger schon im Juni 1805 nach dem erforderlichen handschriftlichen Material, das sich denn auch im Nachlaß des Dichters fand, so wie es heute im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrt liegt. Besondere Umstände aber ließen, wie geschäftliche Korrespondenzen im Archiv der Cotta'schen Buchhandlung zeigen, den Plan nicht zur Ausführung kommen. Durch anderweitige Mißerfolge verbittert, machte Crusius von seinem Rechte keinen Gebrauch als den, Cotta an einer von Schillers Witwe gewünschten Ausgabe der Gedichte zu hindern; das Ergebnis dreijähriger Verhandlungen war, daß Crusius' Privilegium nicht bestritten, ebensowenig aber den Erben Schillers oder Cotta das Recht abgesprochen werden konnte, eine neue Ausgabe der Gedichte „mit Verbesserungen und Zusätzen" zu veranstalten.

Inzwischen waren Schillers Dramen in dem fünfbändigen „Theater" (1805—7) bei Cotta erschienen, und nun wollte dieser die poetischen und prosaischen Werke in einer ersten vollständigen Ausgabe vereinigen. Körner, des Dichters treuer Freund, sollte sie besorgen, verzögerte aber die Vorbereitung, und so kamen die zwölf Bände der „Sämtlichen Werke" erst in den Jahren 1812—15 heraus.

Um allen rechtlichen Schwierigkeiten vorzubeugen, gab Körner darin die Gedichte weder nach der Anordnung der Sammlungen von 1800 und 1803 noch nach derjenigen, die für die Prachtausgabe getroffen war, sondern in einer ganz neuen, eigenen. Angeregt wohl durch die Gedanken der oben mitgeteilten „Vorerinne-

rung", suchte er ein Bild der Entwicklung Schillers zu geben, indem er nicht nur die Gedichte, sondern sämtliche Schriften in die drei „Perioden" verteilte, die er in des Dichters Werdegang zu unterscheiden glaubte. Es war begreiflich, daß er des Freundes Leben unter dem Gesichtspunkt seines eignen Verhältnisses zu ihm auffaßte, und so ließ er die erste Periode mit dem Eintritt Schillers in den Körnerischen Kreis (1785) endigen, die dritte mit dem engeren Anschluß Schillers an Goethe (1794) beginnen.

Diese Gliederung hatte zur Folge, daß die Gedichte in drei Bände (1, 3 und 9) zerstreut wurden, und wenn auch spätere Ausgaben das — schon von Cotta ungern gesehene — Durcheinander der poetischen und prosaischen Schriften aller Gattungen beseitigten, so blieb doch die Verteilung der Gedichte auf Körners drei Perioden bestehn und bürgerte sich ein. Neuere Herausgeber erst empfanden die Unzulänglichkeiten der Körnerischen Anordnung, in welcher die Gedichte innerhalb der einzelnen Perioden bald auf Grund inhaltlicher oder formaler Verwandtschaft, bald ohne jede derartige oder zeitliche Beziehung verbunden waren; drängten sich doch z. B. zwischen „Das Ideal und das Leben" und den „Spaziergang" die Rätsel aus der „Turandot"! So war der Wunsch nach einer besseren Anordnung berechtigt.

Durch Herstellung einer streng chronologischen Folge wollten die einen das Werden des Dichters vor Augen führen — dies aber konnte nur erreicht werden, wenn man die einmal oder mehrfach durch Bearbeitung veränderten Gedichte ebenso oft an verschiedenen Stellen wiederholte, und außerdem muß jede Ordnung nach der Entstehungszeit auseinanderreißen, was inhaltlich eng

zusammengehört; andere vertraten das Recht der beiden vom Dichter selbst veröffentlichten Sammlungen — dies aber gab dem ungenießbaren Nebeneinander, das oben erklärt und charakterisiert wurde, unverdiente Dauer.

Da nun eine einheitliche Ordnung aller Gedichte Schillers von ihm selbst nicht mehr geschaffen worden ist, so sind meines Erachtens bei neuer Herausgabe nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder eine selbständige Neuordnung, die aber gemäß der in Schillers eignen Sammlungen bekundeten Tendenz keine chronologische sein dürfte, sondern nur eine von inhaltlichen und ästhetischen Gesichtspunkten bestimmte; oder zweitens das in vorliegender Ausgabe gewählte Verfahren: den von Schiller für die Prachtausgabe entworfenen Plan auszuführen und diesem Kern seiner Gedichte die übrigen anzuschließen.

Dieses Verfahren verdiente den Vorzug, weil es, statt einer subjektiven und daher den verschiedenartigsten Einwendungen ausgesetzten Neuordnung, so weit als möglich den eignen, letzten Willen des Dichters verwirklicht. Die Prachtausgabe, deren Ausführung Schillers Tod und die weiteren, oben erwähnten Umstände vereitelten, stellte zwar nur eine Auslese dar, aber keine für einen vorübergehenden Zweck zusammengeraffte, sondern eine solche, in die der Dichter selbst aufnahm, was er nach gründlicher Erwägung für das Reifste, Edelste, Schönste hielt. Und mehr noch: die nach seinem Urteil eines Prachtgewandes würdigsten Kinder seiner Muse sind hier von ihm selbst zu einem harmonischen Reigen geordnet.

Schillers Einteilung der für die Prachtausgabe bestimmten Gedichte in vier Bücher beruht, wie schon ein flüchtiger Überblick über den Inhalt des vorliegenden

Bandes zeigt, auf einer klaren Scheidung der drei Hauptgattungen seiner Lyrik. Je ein Buch, das erste und zweite, gehört den Liedern und Balladen; zwei Bücher dagegen, das dritte und vierte, sind der Ideenlyrik gewidmet als derjenigen Gattung, in der Schillers dichterische Persönlichkeit ihren eigenartigsten Ausdruck fand.

Dem großen Zug dieser Gesamtgliederung entspricht eine außerordentliche Feinheit der Anordnung auch im einzelnen. Gustav Kettner hat sie zuerst erkannt und in seiner eingehenden Studie über die Anordnung der Schillerischen Gedichte (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte III, 128 ff.) gewürdigt. Die Anmerkungen des vorliegenden Bandes gehen hierauf gelegentlich näher ein, betonen aber auch einige kleine Mängel, die den großen Vorzügen gegenüberstehn. Denn daß die Prachtausgabe eine unbedingt vollkommene Auswahl und Anordnung darbiete, soll durchaus nicht behauptet werden. Jede Auslese und jede Gruppierung wird durch den Geschmack und das Urteil des Wählenden und Ordnenden bestimmt. Ohne Zweifel aber hat niemand einen höheren Anspruch darauf, seine Entscheidungen allgemein anerkannt zu sehen, als der Dichter selbst.

Ebenso galt es auch in Bezug auf alle die Gedichte, die Schiller der Prachtausgabe nicht einreihen wollte, die Intentionen des Dichters zu erkennen und innerhalb des Gesamtplanes der Säkular-Ausgabe so weit als möglich zu verwirklichen. Zwei Gruppen von Gedichten sind hier zu unterscheiden: erstlich solche, die Schiller aus den Sammlungen von 1800 und 1803 strich, als er aus ihnen die Auswahl für die Prachtausgabe traf; zweitens solche, die er auch von jenen Sammlungen ausgeschlossen hatte. Diese beiden, durch eigne Entscheidung

des Dichters verschieden bewerteten Gruppen waren auch hier verschieden zu behandeln. Ich lasse die eine dem „Ersten Teil" der Gedichte, der die vier Bücher der geplanten Prachtausgabe enthält, als „Anhang" folgen, während die andere als „Zweiter Teil (Nachlese)" im zweiten Bande dieser Ausgabe erscheint. Die Übersetzungen aus der Aeneide aber bilden, von den eigenen Gedichten getrennt, den Schluß der in Band 9 und 10 vereinigten Übersetzungen des Dichters.

Es unterliegt keinem Zweifel: die Anordnung der Gedichte Schillers in den bisherigen Ausgaben hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Lyrik des gewaltigen Dramatikers, bei aller oft schwärmerischen Begeisterung für einzelne Gedichte, im ganzen unterschätzt wurde. Gar zu Ungleichartiges sollte neben- und durcheinander genossen werden, und gar zu Unfertiges störte in der Gleichstellung mit dem Höchsten, das je in deutschen Worten erklang. Möge die vorliegende Anordnung von Schillers Gedichten zu deren gerechter Würdigung beitragen! Was er selbst in den zweiten Rang verwies, das sollte nicht mit demselben Maß gemessen werden wie das Auserlesene. Diesen Willen haben seine Erben, haben wir zu achten. Und um so freudiger werden wir, nachdem uns die vier Bücher des ersten Teils ein ungetrübtes Bild des Dichters gegeben, auch im Anhang und in der Nachlese die edlen Züge wiederfinden.

Eduard von der Hellen.

Gedichte

Erster Teil



Erstes Buch

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

5 Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
10 Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
15 In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
20 Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
5 Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen, Millionen!
10 Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
15 Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
20 Weinend sich aus diesem Bund.
Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

25 Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
30 Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
35 Such' ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
40 In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
45 Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
50 Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
55 Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beßre Welt!
Droben überm Sternenzelt
60 Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
65 Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Träne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.
Unser Schuldbuch sei vernichtet!
70 Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
75 Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut.
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
80 Dieses Glas dem guten Geist!
Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

85 Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerstolz vor Königsthronen —
90 Brüder, gält' es Gut und Blut:
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
95 Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
5 Phöbus der herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle.

Sagt, wie bewirt' ich, der Erdegeborne,
Himmlischen Chor?
10 Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schale!

15 Reich' ihm die Schale! Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.
20 Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

Das Siegesfest.

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
5 Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
10 Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
15 Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
20 In des Reiches Untergang.

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Toten!

25 Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
30 Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
35 Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
40 Einst in des Skamanders Tal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
45 Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wiedersieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wiederkehren,
50 Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.

Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
55 Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
  Glücklich, wem der Gattin Treue
  Rein und keusch das Haus bewahrt!
  Denn das Weib ist falscher Art,
60 Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
65 Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat.
  Böses muß mit Bösem enden;
70 An dem frevelnden Geschlecht
  Rächet Zeus das Gastesrecht,
  Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
75 Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
80 Und Thersites kommt zurück!
  Weil das Glück aus seiner Tonnen
  Die Geschicke blind verstreut,
  Freue sich und jauchze heut',
  Wer das Lebenslos gewonnen!

85 Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
90 War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu teil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
95 Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
100 Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
105 Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
110 Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an;
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
115 Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel.

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
120 Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der betränten Hekuba:
125 Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrißne Herz.
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
130 Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
135 Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
140 Tief versenkt und festgebannt!
Denn so lang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

145 Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin:

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
150 Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her:
155 Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
5 Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
10 Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben,
15 Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
20 Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

25 Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten,
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten;
Vier Menschenalter hat er gesehn
30 Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
35 Sie liebten, und taten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher an,
40 Und den Mächtigen suchten die Schwachen;
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
45 Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde;
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
50 Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

55 Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte;
Doch war das Leben auch finster und wild,
60 So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen:
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
65 Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
70 Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Das Geheimnis.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach,
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.

5 Leis komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworrnem Sausen
10 Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Lose
Der Mensch dem harten Himmel ab,
15 Doch leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
20 Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht,
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

25 Leis auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
Wo des Verräters Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
30 Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich mich beglückt!
5 Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
10 Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu,
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
15 Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
20 O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

25 Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
30 Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Thekla.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

5 Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang' sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
10 Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Träne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
15 Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
20 Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl;
Wage du, zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
5 Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Tränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
10 Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
15 Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
20 In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.

Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
5 Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
10 Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Tränen vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket die Toten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
15 Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

„Laß rinnen der Tränen vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage den Toten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
20 Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

5 O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all ihr Schmeichellüfte, werdet wach
10 Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
15 Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurroten Flor,
20 Umspinn uns mit geheimnisvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

25 Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
30 Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
35 Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
40 Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
45 Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen;
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
50 Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
55 Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,

Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
60 Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Das Geheimnis der Reminiszenz.

An Laura.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
5 Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
10 Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
15 Dort bei dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen
20 Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warst du in Äonen, die verschwunden,
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben:
25 Eins mit deinem Lieben!

Und in innig festverbundnem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
30 Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen;
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
35 Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlorne Wesen einzuschlingen,
40 Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Glutverlangen,
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
45 Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
50 Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister;
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder
55 Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
60 Glühend aneinander?

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
5 Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
10 Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

15 Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.

In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
20 Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
25 Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
30 Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

35 Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
40 Nicht in Tränen schmilzt er hin,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
45 Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
50 Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
55 Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
60 Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick.
5 Aber, wie des Sternes Pracht,
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
10 Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich sein?

15 Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
Nach erquickendem Tau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse —
Senke den Wagen hinab.

5 Siehe, wer aus des Meers kristallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Tethys, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
10 Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
15 Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja euch liebte die Natur.

5 Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget,
10 Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Los,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schoß.
15 Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
20 Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannis Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,
25 Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
30 Seine hohe Gottheit ein.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

5 Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
10 Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
15 Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
5 Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Tränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin.

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
10 Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder=Phantasien!
15 Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen,
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
20 Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Totenband.

25 Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
30 Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
35 Überfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspritzt auf diesem Todesblocke,
40 Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —
45 Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha Verräter! Nicht Luisens Schmerzen?
50 Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht, was Löw' und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach.
55 Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in süßer goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
60 Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes teures Bild mich an,
Den beklommnen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

65 Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach',
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
70 Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle!
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
75 Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
80 Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
 Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
Eumenidenruten deine Küsse,
 Die von seinen Lippen mich entzückt,
85 Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
 Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
 Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
90 Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
 Donnre dich aus Wonneträumen wach,
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
 Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
95 Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
 Geißle dich vom Paradies zurück!

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen —
 Kalt hinstarrend, mit verworrnem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
100 Und mein Leben floß mit ihm dahin —
Schrecklich pocht' schon des Gerichtes Bote,
 Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
 Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

105 Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
 Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
 Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
110 Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauflodern! —
 Was auf Erden war mir einst so teu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
115 Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilie knicken?
120 Bleicher Henker, zittre nicht!

Punschlied.

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

5 Preßt der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
10 Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
15 Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
20 Gibt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindligte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
5 Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
10 Es hätte sich's keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
15 Da tut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Tal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
20 Ihr Quell, der ist ewig verborgen,
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt:
Nacht, Abend und Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

25 Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter;
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
30 Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
35 Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Reiterlied.

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
5 Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
10 Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
15 Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.

Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
20 Braucht's nicht mit Müh zu erstreben,
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

25 Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste,
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
30 Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
35 Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
40 Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Nadowessiers Totenlied.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er 's Licht noch sah.

5 Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
10 Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
15 Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
20 Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm. Er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt.

25 Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
10 Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
15 Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still,
Aber immer blieb's verborgen,
20 Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

25 Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
30 Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
35 Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
  Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen,
  Treiben in der Wellen Tanz: —
5 Und so fliehen meine Tage
  Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
  Wie die Kränze schnell verblühn.

Fraget nicht, warum ich traure
10 In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
  Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
  Der erwachenden Natur
15 Wecken in dem tiefen Busen
  Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
  Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
20 Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
  Nach dem teuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
  Und das Herz bleibt ungestillt!

25 Komm herab, du schöne Holde,
  Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
  Streu' ich dir in deinen Schoß.

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
30 Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Punschlied.

Im Norden zu singen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagsonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

5 Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft:
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
10 Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und kristallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
15 Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht,
Nur die Blätter kann sie färben,
20 Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut:
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Glut.

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich,
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit ird'schen Flammen
Nach den hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

An die Freunde.

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
5 Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
10 Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
15 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
20 Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
25 Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
30 Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
35 Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
40 Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben,
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
45 Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
50 Das allein veraltet nie!

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
5 Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt:
15 Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
20 Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
25 Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
30 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
35 Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
40 Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
45 Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
50 Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose,
55 Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
60 Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
65 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
70 Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
75 Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

80 Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein:
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
85 Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
90 Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. —
Lieblich in der Bräute Locken
95 Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
105 Die Frucht muß treiben.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
110 Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
115 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
120 Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
125 Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
130 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
135 Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,

Und des Kornes bewegte Wogen,
140 Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht! —
Doch mit des Geschickes Mächten
145 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
150 Betet einen frommen Spruch.
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

155 Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand
165 Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
170 Quillt der Segen,

Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm!
175 Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
180 Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
185 Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
190 Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
195 Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,

205 Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
210 Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
215 Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
220 Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
225 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

235 Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,

Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
240 Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
245 Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

250 Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
255 Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
265 Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn;

Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich tun.
270 Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Pursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
275 Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
280 Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
285 Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
290 Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
295 Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

300 Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
305 Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

310 Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
315 In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
325 Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,

Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
335 Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
340 Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
345 Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
355 Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
365 Und Würgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
370 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
375 Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
385 Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

390 Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
395 Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
400 Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
405 Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit;
410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
415 Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
420 Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
425 Friede sei ihr erst Geläute.

Zweites Buch

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,“
5 Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin.“

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
10 Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht.“

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
15 Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar.

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
20 Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —“

Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

25 Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
30 Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
35 Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
40 Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
45 Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
50 „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.

Mir grauet vor der Götter Neide:
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

55 „Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
60 Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
65 Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
70 Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergetzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer."

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
75 Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen —"
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
80 Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:

„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

85 Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
90 O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben —
95 Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
5 Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
10 Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.

Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
15 Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
20 Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

25 Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte —
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
30 Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
35 Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
40 Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.

45 „Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
50 Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
55 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
60 Verloren hat ihn jedes Herz;
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

65 Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
70 Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
75 Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht;

Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
80 Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da;
85 Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
90 Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Cekrops' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
95 Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
100 Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

105 Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;

Und wo die Haare lieblich flattern,
110 Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
115 Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
120 Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
125 Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
130 Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
135 Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
140 Als ob die Gottheit nahe wär'.

Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

145 Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
150 Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
155 „Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichtem Gewimmel,
160 Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
165 „Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
170 Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!

Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
175 Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
180 Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
5 Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
10 Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen —
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

15 Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:

„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse: wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
20 So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
25 Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
30 Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
35 Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab —
40 Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
45 Und die Stimme, die rufende, schicket —
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,

Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

50 Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
55 Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
60 Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
65 Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
70 Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er für Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
75 „Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
80 Ermattet sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

85 Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
90 Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
95 Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
100 Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
105 Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.

Von Stunde zu Stunde gewartet' er
110 Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
115 So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht —
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue."

120 Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
125 „Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen für Schmerzen und Freude.
130 Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
135 Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn —
So nehmet auch mich zum Genossen an.
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
140 In eurem Bunde der Dritte."

Kassandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel,
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
5 Alle Hände ruhen müde
Von dem tränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
10 Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
15 Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
20 In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

25 „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.

Ich allein muß einsam trauern,
30 Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
35 Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
40 Der sie jammervoll zerreißt.

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz,
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
45 Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

„Dein Orakel zu verkünden,
50 Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
55 Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
60 Und das Wissen ist der Tod.

Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

65 „Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
70 Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück.

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
75 Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Not der Meinen
80 Schlug an mein empfindend Herz.

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
85 Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt:
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

„Selig preis' ich Polyxenen
90 In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.

Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
95 Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

„Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt,
Seine schönen Blicke flehen,
100 Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

105 „Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
110 Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle —
Nimmer kann ich fröhlich sein.

„Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn,
115 Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
120 Fallend in dem fremden Land."

Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Tot lag Thetis' großer Sohn!

125 Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Hero und Leander.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
5 Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
10 Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
15 Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
20 Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos' Felsenturme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,

25 Nach Abydos' Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
30 Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden,
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Tiere,
35 Spannt die feuersprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus,
Mächtig raubt sie das Geliebte
40 Aus des Pluto finsterm Haus.

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Mut.
Wenn des Tages heller Schimmer
45 Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Flut,
Teilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem teuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
50 Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
55 Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,

Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
60 Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstohlner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
65 Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
70 Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
75 Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn;
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das längre Glück der Nächte
80 Dankten sie betört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
85 Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,

Keines Windes leises Weben
90 Regte das kristallne Reich.

Lustige Delphinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen
95 Aus dem Meergrund aufgestiegen
Kam der Tethys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
100 Hekate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott! du solltest trügen!
105 Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
110 Und dich rührt der Liebe Schmerz.

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm,
Doch du trägst auf deinem Rücken,
115 Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
120 Dich bezwingt der Heldenmut.

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
125 Schön in Jugendfülle blühend,
Über deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz besieget
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
130 Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte
Lebt sie jetzt unsterblich fort,
Hilfreich der verfolgten Liebe
135 Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
140 Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluten,
Und sie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn,
Leitend in den öden Reichen
145 Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer sehn.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
150 Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche

Stürzen aus der Wolken Schoß,
Blitze zucken in den Lüften,
155 Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen
160 Öffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
165 Wenn er sich den falschen Meeren
Preisgab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
170 Bergen sich in sichrer Bucht.

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
175 Mit der Liebe heil'gen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
180 Reißt ihn die empörte Flut!

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,

185 Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lässest du auf den Verratnen
190 Alle deine Schrecken los!“

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen,
195 Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war,
Schrecken bietet das Gewässer,
200 Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt den strengen Winden
205 Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht sie, lindernd Öl zu gießen
210 In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
215 Wellenreich, in Sturmesnöten,
Rettend oft erscheinen sah.

Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnisvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
220 Aus dem Grab der Fluten hebt."

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos' Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
225 Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend,
230 Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn,
Keine Klage läßt sie schallen,
235 Keine Träne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Äthers Licht,
Und ein edles Feuer rötet
240 Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
245 Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,

Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
250 Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen
255 Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
260 Seinen Strom, der ewig fließt.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
5 Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
10 Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
15 Sehen hinab in das wilde Meer,

Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
20 Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

25 Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
30 Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
35 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
40 Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
45 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,

Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
50 In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

55 Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
60 Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
65 Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
70 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
75 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,

Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang' und atmete tief
80 Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

85 Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
90 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
95 Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

„Es riß mich hinunter blitzesschnell —
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell:
100 Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Not,
105 Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,

Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod —
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

„Denn unter mir lag's noch, bergetief,
110 In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

115 „Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachligte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
120 Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
125 Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
130 Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
135 Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,

Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
140 Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

145 Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
150 Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
155 Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall —
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick:
160 Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
  Widmet Euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.
5 Ruhig mag ich Euch erscheinen,
  Ruhig gehen sehn;
Eurer Augen stilles Weinen
  Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
10 Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
  Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
  In dem Lande Schweiz;
15 Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
  Auf der Brust das Kreuz.

Große Taten dort geschehen
  Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
20 In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
  Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
  Nicht genesen kann.

25 Und ein Jahr hat er's getragen,
  Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
  Und verläßt das Heer,

Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
30 Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum teuren Lande,
Wo ihr Atem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
35 Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgetan:
„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
40 Der sie Gott getraut.“

Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer
Noch sein treues Roß,
45 Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
50 Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
55 Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
60 Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

65 Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
70 Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
75 Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
80 Stille Antlitz sah.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
5 Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auftut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
10 Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen
15 Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
20 Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
25 Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
30 Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
35 Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll

40 Richtet sich auf — da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
45 Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
50 „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei so hebt mir den Handschuh auf."

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
55 Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
60 Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
65 Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
5 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
10 Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
15 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
20 Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
25 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
30 Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
35 „Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
40 An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
45 Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
50 Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
55 Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
60 Voran kam der Mesner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,

Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
65 Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
70 Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
75 Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
80 Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
85 Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
90 Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!

95 Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
100 Und Seele und Atem und Leben.

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier un d dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
105 Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
110 Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten —
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
115 Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
120 Und verehrte das göttliche Walten.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.

5 Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Übermut
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
10 Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
Tat nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
15 Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
20 Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

25 Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur Tat
30 Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
35 „Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.

Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib;
Die fromme Treue zu berücken
40 Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„Was redst du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
45 Leicht locket sie des Schmeichlers Mund —
Mein Glaube steht auf festerm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
50 Nur Euren Spott verdient
Der Tor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
55 „Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Redst du von einem, der da lebet?"

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
60 So unterdrück' ich's gern" —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

65 „Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.

„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
70 Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht" —
75 „Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch.
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
80 Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Öfen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
85 Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
90 Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
95 Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
100 Und der euch also fragt:

‚Habt ihr befolgt des Herren Wort?‘
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

105 Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
110 Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
115 „Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin
Und frage mir die Knechte dorten,
120 Ob sie getan nach meinen Worten.“

Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
125 Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
130 Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.

So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
135 Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

Und froh der vielwillkommnen Pflicht
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
140 Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

145 „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Findst du ihn auf dem Weg!"
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's, und heiß
150 Im Felde glüht der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan:
155 „Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
160 Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß getan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,

165 Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf, als der Priester fromm sich neigt
170 Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
175 Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
180 Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

185 Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligtum,
Und dann entfernt er sich
Und eilt, in des Gewissens Ruh,
190 Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
195 Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"

Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
200 Der Graf wird seine Diener loben.“

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
205 „Unglücklicher! wo kommst du her?“
„Vom Eisenhammer.“ „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“
„Herr, nur so lang', bis ich gebetet.

„Denn, als von Eurem Angesicht
210 Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr
215 Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
220 Am Eisenhammer? Sprich!“
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

225 „Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt.
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.“

„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
230 Fand ich von Robert eine Spur —"
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
235 Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch beraten waren —
240 Mit dem ist Gott und seine Scharen."

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
5 „Mutter, Mutter, laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
10 In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten
Die im Beete freundlich stehn?
15 Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höhn!

„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
20 Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

25 Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespaltner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
30 Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad —
35 Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
40 Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
45 „Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde —
Was verfolgst du meine Herde?“

Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
5 Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer:
Ein Drache scheint es von Gestalt,
10 Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
15 Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren.
20 Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

25 Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
30 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.

Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet,
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
35 Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held getan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
40 Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.
45 Doch er mit edelm Anstand spricht,
Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
50 Der Meister, „hast du frech verletzt,
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget!"
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit gesetztem Geist,
55 „Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen;
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch List und kluggewandten Sinn
60 Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

„Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,

Des kühnen Mutes Opfer worden —
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
65 Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
70 Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

„Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
75 Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
80 Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

85 „Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
90 Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;

95 Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!

„Und trat zu dir und sprach dies Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.'
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
100 Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
105 Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet,
Ein schuppigt Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

„Lang strecket sich der Hals hervor,
110 Und gräßlich, wie ein Höllentor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stacheligte Reihn,
115 Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
120 Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

„Und alles bild' ich nach, genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau:
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
125 Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,

Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
130 Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

„Und wo des Bauches weiches Blies
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
135 Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet;
140 Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

145 „Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
150 Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
155 Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:

Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
160 Die nach dem Sumpfe sich verirrten;
Und ich beschließe rasch die Tat,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
165 Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner Tat kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

„Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
170 Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
175 Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
180 Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet;
185 Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
190 Und lenkte in die Unglücksstraße,

Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann,
195 Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde;
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
200 Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

205 „Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
210 Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
215 Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

„Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
220 Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,

Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
225 An seinem Basiliskenblick
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

„Da schwing' ich mich behend vom Roß,
230 Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren;
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft,
235 Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen —
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
240 Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

„Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
245 Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl;
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
250 Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls lang' gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,

255 Sowie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall,
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
260 Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen —
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

265 Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand:
Ein Gott bist du dem Volke worden —
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
270 Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
275 Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
280 Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen:
Zu bändigen den eignen Willen.
285 Dich hat der eitle Ruhm bewegt —
Drum wende dich aus meinen Blicken!

Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
290 Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
295 Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz: es ist der Lohn
300 Der Demut, die sich selbst bezwungen."

Drittes Buch

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
5 Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Taten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
10 Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
15 Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Der Tanz.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
  Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
  Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
5 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
  Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
  Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
10 Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
  Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick, in wildem Gewirr durcheinander
  Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
15 Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,
  Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
  Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken
20 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt,
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet
  Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
25 Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.
Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
30 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
5 Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der sein eigner Bildner und Schöpfer
10 Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

15 Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
20 Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut;
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
25 Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde,
30 Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
35 Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt;

Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
40 Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
45 Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk;
Laß sie die Glückliche sein — du schaust sie, du bist der Beglückte,
50 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt:
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
55 Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
60 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.

Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
65 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius.

„Glaub' ich," sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
5 Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
10 Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück,
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
15 Freund, du kennst doch die goldene Zeit — es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —

Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
20 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
25 Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
30 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
35 Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
40 Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie heut',

Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
45 O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
50 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
5 Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.

Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
15 Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Türen,
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
25 Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben —
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
30 Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.

35 Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
40 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
45 Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
50 Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder — warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
55 Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang' schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

———

Shakespeares Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
5 Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere Tat, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!"
Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
10 Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf."
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
15 „Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?"
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
20 Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt."
Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?"

25 Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?“
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
30 Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
35 „Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause!
40 Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“
Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“
45 Der Poet ist der Wirt, und der letzte Actus die Zeche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
5 Gönne dem Knaben, zu spielen, in wilder Begierde zu toben:
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
10 Aber der Stolz bewacht streng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
15 Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Renn-bahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
20 Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis sinken die Sterne herab.

Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
25 Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Tränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
30 Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
5 Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
10 Und den durstigen Blick labt das energische Licht.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
15 Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
20 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische Nacht: in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab;

35 Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Tal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
45 Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang,
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
50 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
55 Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder

60 Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.

Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,

Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.

Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter

Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

65 Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung,

Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.

Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,

Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt.

In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,

70 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,

Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,

Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

75 Tausend Hände belebt e i n Geist, hoch schläget in tausend

Brüsten, von e i n e m Gefühl glühend, ein einziges Herz,

Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,

Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen

80 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.

Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen

Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,

Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,

Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,

85 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Tor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Toren,
90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
95 Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
100 Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
105 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.

Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
110 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
115 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
120 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
125 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
130 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
135 Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
140 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
145 Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
150 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,

Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
155 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
160 Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
165 Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
175 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.

Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
180 Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
185 Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde;
Mit dem stürzenden Tal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
190 Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um;
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter:
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
200 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Votivtafeln.

1.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

2. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
5 Aber entfaltet sich auch nur einer — einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

3. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

4. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

6. Das Werte und Würdige.

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu tun, was du als Mensch nicht vermagst.

8. Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

9. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

10. An die Proselytenmacher.

„Nur ein weniges Erde beding' ich mir außer der Erde,"
Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht."
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.

11. Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
„Weihe mich," sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca beschützt!"
5 „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's," versetzte der Weise,
„Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.

Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib."

12. Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen:
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

13. Die Übereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

14. Politische Lehre.

Alles sei recht, was du tust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu tun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

15. Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

16. An die Astronomen.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

17. Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

18. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere —
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

19. Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben —
Selbstgebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

20. Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unermeßlicher Tiefe:
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

21. Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen.
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

22. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Taten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

23. Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber —
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

24. Die Mannigfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig; doch zählen für einen nur alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor;

5 Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet: das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

25. Menschliches Wissen.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
5 So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
10 Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

26. An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

27. Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.

28. Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt —
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn —
5 So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

29. An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! noch nie hat mich der Führer getäuscht:
5 Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
10 Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut'.

30. Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" — Woran du die beste
Frau kennst! daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

31. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

32. Der Aufpasser.

Strenge wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet,
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

33. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.

34. Inneres und Äußeres.

„Gott nur siehet das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

35. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

36. Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

37. Kolumbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand —

Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
5 Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

38. Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

39. Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

40. Korrektheit.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

41. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

42. An den Dichter.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

43. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

44. Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

45. Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

46. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

47. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

48. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

49. Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

50. Gelehrte Gesellschaften.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

51. Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu gibt die Vernunft ihr zurück.

52. Die Antike an den nordischen Wanderer.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindligte Steg,
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
5 Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

53. Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
Stehe! sprach er; und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

54. Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

55. Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

56. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

57. Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

58. Tonkunst.

Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

59. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
5 Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste —
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

60. Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

61. Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß.

62. Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! Dir vertrau' ich das zarte Geheimnis,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

63. Astronomische Schriften.

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

64. Die Danaiden.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

65. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

66. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
5 Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Nänie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
5 Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
10 Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Viertes Buch

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
  Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
  Und das neue öffnet sich mit Mord.

5 Und das Band der Länder ist gehoben,
  Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
  Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
10 Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
  Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
  Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
15 Legt der Franke seinen ehrnen Degen
  In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
  Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
20 Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

25 Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
30 Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
35 Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland —
5 Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
10 Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
15 Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
20 Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

25 Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
30 Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab,
35 Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
40 Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt,
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

45 Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
50 Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
55 Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
60 Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

65 Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
70 Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
75 Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;

Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
80 Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
85 Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
90 Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
95 Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
100 Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer!

105 Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
110 Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
115 Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
120 Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
125 Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
5 Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
10 Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
15 Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
20 Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

25 Und teilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
30 Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreißend All,
35 Herauszutreten in das Leben,
In Tat und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
40 Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
45 Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
50 Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
55 Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
60 Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

65 Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
70 Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
75 Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
80 Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört:
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
85 Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde;
5 Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
10 Nicht den Mißbrauch rasender Toren;
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
15 Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
20 Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

25 Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde;
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
30 So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten,
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
5 Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
10 Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
15 Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
20 Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

25 Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
30 Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
5 Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
10 Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach, wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
15 Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
20 Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

25 Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
30 Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang' der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
35 Ihre Tränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
40 Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.

45 Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
50 Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
55 Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht —
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint
Und, zum Mitgefühl erwecket,
60 Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
65 Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
70 Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
75 Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?

Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
80 Ist kein Bündnis aufgetan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

85 Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
90 Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
95 Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
100 Von der Sonne Lebensblick;
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
105 Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Äthers Macht.

Halb berühren sie der Toten,
110 Halb der Lebenden Gebiet —
Ach sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
115 Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund:
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
120 Zärtlich noch die Herzen glühn.

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau.
125 Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
130 Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,

5 Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
10 Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land —
15 Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
20 Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

25 Keine Frucht der süßen Ähren
Lädt zum reinen Mahl sie ein,
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
30 Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
35 Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königsitze
40 Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
45 In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
50 Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
55 Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
60 Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

65 Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.

Keine Opfer will er haben,
70 Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
75 Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
80 Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
85 Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
90 Götter herrscht in Äthers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
95 Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
100 Wirft er den gezackten Blitz.

Prasselnd fängt es an, zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

105 Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
110 Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
115 Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
120 Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Ton.
125 Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
130 Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.

Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
135 Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
140 Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

145 Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
150 Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Äxte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
155 Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot,
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
160 Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,

165 Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
170 Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein,
175 Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Tore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
180 Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

185 Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
190 Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
195 Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Tor,

Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
200 Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
205 Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein. —

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
210 Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
215 Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
5 Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,

Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
10 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
15 Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaßnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugekehrt
20 Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
25 In leichten Rätseln dich erraten ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab.
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
30 Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgentor des Schönen
35 Drangst du in der Erkenntnis Land:
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
40 Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
45 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.
50 Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
55 Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
60 Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn:
Was wir als Schönheit hier empfunden,
65 Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
70 Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.

Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
75 Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
80 Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
85 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
90 Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die Reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
95 Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
100 Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe.

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —

105 Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
Und ungesellig, rauh wie er,
110 Mit tausend Kräften auf ihn zielten —
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
115 Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
120 Gesellig sie zusammengatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Zeder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
125 Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm:
Von ihrem Wesen abgeschieden,
130 Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
135 Schuft ihr im Sand, im Ton den holden Schatten nach;
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.

Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
140 Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verrieten die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
145 Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
150 Und Siegestaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
155 Und eine zweite, höhre Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
160 Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß untertan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen;
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

165 Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch getan!

In lustigen, geselligeren Paaren
170 Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten
Und Löwentötern, die, so lang' der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist,
175 Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
180 Die freie schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
185 Und der erhabne Fremdling, der Gedanke
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhabnen Fernen
190 Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
195 Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
200 Den edlen Keim der Geisterliebe.

Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
205 Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

210 Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
215 Er liebte seinen Widerschein,
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

220 Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
225 Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
230 Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,

Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
235 Still wandelte von Thespis' Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
240 Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinanderband,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
245 Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht,
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an,
250 Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
255 Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
260 Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
265 Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
270 Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.

Des Wissens Schranken gehen auf,
275 Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
280 Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten,
Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
285 Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
290 Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
295 Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Tränen sieht,

Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
300 Sieht er die Huldgöttinnen spielen
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
305 In weichem Umriß ineinanderschwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
310 Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
315 Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Teuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
320 Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit
Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
325 Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist,
330 Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,

Der seinen Äther, seinen Sternenbogen
Mit Anmut uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
335 Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
340 Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
345 Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
350 Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
355 Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
360 Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
365 Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
370 Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
375 Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
380 Genießt ihr das gegebne Glück
Und tretet in der Demut Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
385 Und trunken von siegrufenden Päanen
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift,
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt
Und neben dem geträumten Throne
390 Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt:
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;

395 Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Ton, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeßnes Reich.
400 Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
405 Zum Kunstwerk wird geadelt sein,
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Tal — auf einmal zeiget.

Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
410 Je höhre, schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist,
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,
415 Dem reichern Strom der Schönheit aufgetan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Rätsel treten aus der Nacht,
420 Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.

425 So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,

Durch immer höhre Höhn und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
430 Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
435 Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania,
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süß, so selig überraschet
440 Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
Bewahret sie!
445 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

450 Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
455 Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
460 Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
465 Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf,
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
470 Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
475 Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht —
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
480 So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln, und Geschlechter fliehen,
5 Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
10 Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
15 Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
20 Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
25 Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
30 In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
35 Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
40 Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
45 Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
50 Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen
55 Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
60 Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
65 Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
70 Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
75 Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
80 Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
85 Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
90 Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
95 Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
100 Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,

Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
105 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
110 Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
115 An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
120 Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
125 Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
130 Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,

135 Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
140 Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
145 Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
150 Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
5 Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
10 Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.

Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
15 Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
20 Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
25 Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
30 Hielt meines Lebens raschen Zügel an:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
35 Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
40 Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten,"
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
45 Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
50 Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
55 Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
60 Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
65 Der Meldung tat von der Vergelterin?"

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
70 Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
75 Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen," rief er, „hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
80 Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
85 Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
90 Gibt keine Ewigkeit zurück."

An Goethe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
5 Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert —
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
10 Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt;
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
15 Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
20 Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

25 Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit;
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
30 Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit:
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
35 Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
40 Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn:
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
45 So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
50 Wird eine Idealwelt aufgetan;
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Träne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an
55 Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst, vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
60 Das Niedrigste und Höchste menget sie;
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

65 Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
70 In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden:
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
75 Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
80 Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Die Teilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen —
Doch teilt euch brüderlich darein!

5 Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
10 Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern' —
15 Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
20 Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

25 Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr —
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
30 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben —
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Museen
5 Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.
10 Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen —
Dem Vandalen sind sie Stein.

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
  Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
5 Sie entfaltete die Blume
  Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
  Ging sie schutzlos, ungeehrt.
10 Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
  Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
15 Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
  Spottet er der Regeln Zwang.

Pegasus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln —
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

5 Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
Das edle, königliche Tier! Nur schade,

Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
10 Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
15 Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
20 Schlägt hurtig ein. Ein Mann, ein Wort!
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
25 Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
30 Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen —
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
35 Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur

Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
40 Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

45 Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
50 Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden!
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

55 Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
60 Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

65 Verwünschtes Tier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut
70 Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
75 Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
80 Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gib Acht, du sollst dein Wunder schaun.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
85 So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
90 Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan —
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Ägypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;

5 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?“ sprach der Jüngling.
„Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
10 Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
15 Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen —
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang'
Das schöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
20 Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?“
„Die Wahrheit,“ ist die Antwort. „Wie?“ ruft jener,
25 „Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?“

„Das mache mit der Gottheit aus,“ versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
30 Und wer mit ungeweihter schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit —“ „Nun?“ „Der sieht die
Wahrheit.“
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?“
35 „Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht.“ „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit

Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —"
„Und ein Gesetz," fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
40 Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause.
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
45 Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

50 Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
55 Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt —
60 Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du tun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
65 Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.

Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
70 „Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf —"
Er ruft's mit lauter Stimm' — „Ich will sie schauen."
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
75 Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
80 Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
85 „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
5 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
10 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;

Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
15 Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Bessern sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Licht und Wärme.

Der beßre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
5 Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng!
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng
10 Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
15 Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart, zu eurem schönsten Glück,
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
5 Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren:
Wer etwas Treffliches leisten will,
10 Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
15 Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Sprüche des Konfucius.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

5 Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.

Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen. 10

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat.
Wähle nicht die fliehende zum Freund, 15
Nicht die bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich. 5

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten, 10
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit, 15
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

5 Aber wem der Götter bringen
  Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
  Der die Freude schaffen soll!

Denn was frommt es, daß mit Leben
10 Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
  Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
  Der den Herd in Flammen setzt,
15 Ist der Geist nicht feuertrunken
  Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
  Aus der Götter Schoß, das Glück,
Und der mächtigste von allen
20 Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
  Der unendlichen Natur —
Alles Göttliche auf Erden
  Ist ein Lichtgedanke nur.

25 Langsam in dem Lauf der Horen
  Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
  Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
30 Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
  Iris durch den Himmel schwebt —

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
35 Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Poesie des Lebens.

An * * *

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügrischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
5 Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden —
Er lernt sich selber überwinden,
10 Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Not
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Notwendigkeit?"

15 So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schar,
20 Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,

25 Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab —
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
30 Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
35 Ergreift dich die Versteinerung.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
5 Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
10 Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
15 Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts

Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
20 Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt —
25 Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
30 Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
35 Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
40 So lang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
45 So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
50 Von kalten Regeln zu erwarmen.

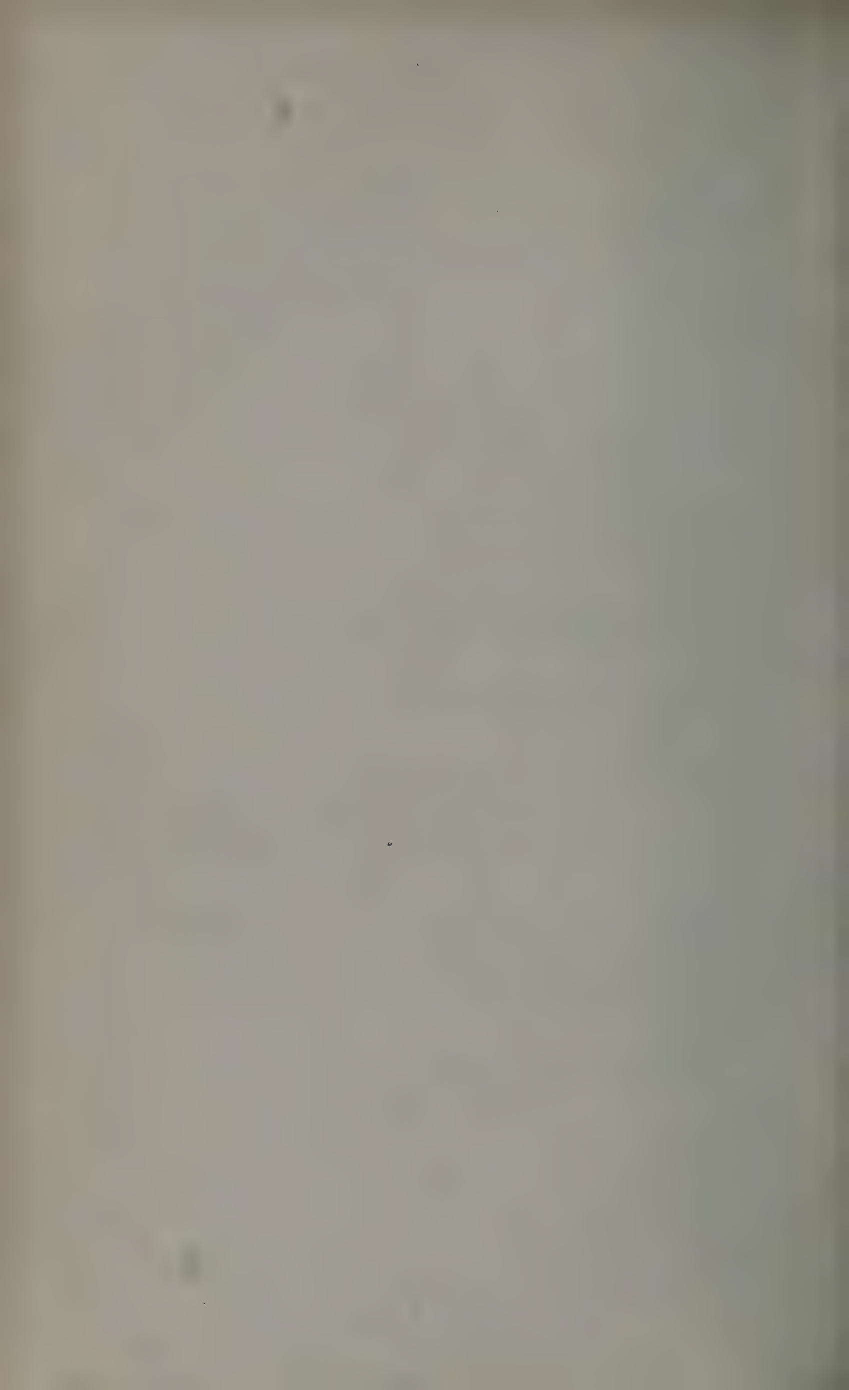
Sängers Abschied.

Die Muse schweigt. Mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
5 Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
10 Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
15 Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
20 Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Anhang



An den Frühling.

Willkommen, schöner Jüngling!
  Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
  Willkommen auf der Flur!

5 Ei! ei! da bist ja wieder!
  Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
  Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
10 Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
  Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
  Erbat ich mir von dir —
15 Ich komm' und bitte wieder,
  Und du? — du gibst es mir?

Willkommen, schöner Jüngling!
  Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
20 Willkommen auf der Flur!

Phantasie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
  Der an Körper Körper mächtig reißt!
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
  Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

5 Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
  Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
  Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
10 Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
  Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
  Sich in trauter Harmonie,
15 Sphären in einander lenkt die Liebe,
  Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
  Trümmernd aus einander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
20 Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
  Sie erstarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
  Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

25 Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
  Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
  Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Sennen,
30 Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut.

Gleich allmächtig wie dort in der toten
Schöpfung ew'gem Federtrieb
35 Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Überschwung,
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
40 Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermut Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

45 Waltet nicht auch durch des Übels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
50 Scham und Reu, das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verrätrisch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
55 Ihrem Bruder Tode zuzuspringen,
Öffnen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,

Lange sucht der fliehende Saturnus
60 Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut:
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

65 Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang' als Jener Brautnacht dauert —
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
5 Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia.

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
10 Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

15 Seelenvolle Harmonien wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;

Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
20 Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln,
25 Majestätisch prächtig nun
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
30 Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde —

Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
35 Wo verlornes Heulen schweift,
Tränenwellen der Cocytus schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
40 Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Ätherlüfte träum' ich einzusaugen,
5 Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
  Ras' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
10 Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
  Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
15 Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
  Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
20 Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
  Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
  Laura, Laura mein!

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
  Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
5 Himmlischer — die Erde
  Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken,
  Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
10 Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
  Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
  Nie in Glut gefacht.

15 Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
  Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
20 Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
  Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
  Nach Elysium.

25 Ungegrüßet stieg Aurora
  Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
  In den Schoß des Meers.

Wild umirrten sie die Haine
30 Unter Lunas Nebelscheine,
  Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Träne
  Keine Götter noch.

*

35 Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
  Getragen von Najaden
  Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
40 Durchwebt, wie Morgendämmerung,

Auf das allmächt'ge W e r d e
Luft, Himmel, Meer und Erde.
Des holden Tages Auge lacht
In düstrer Wälder Mitternacht;
45 Balsamische Narzissen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
50 In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
G o t t A m o r Ü b e r w i n d e r!
U m a r m e d e i n e K i n d e r!

*

55 Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
60 Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wollüst'ger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Götter Tage.

65 Thronend auf erhabnem Sitz
Schwingt Kronion seinen Blitz;
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken —

Göttern läßt er seine Throne,
70 Niedert sich zum Erdensohne,

Seufzt arkadisch durch den Hain;
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentöter ein.

75 Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbus' goldner Zaum,
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse;
Seine weißen Sonnenrosse,
80 Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er sie!

*

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden;
85 Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar,
Mit der goldnen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
90 Zittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nahn.
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
95 Bei der Herzenfeßlerin.

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
100 Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht,
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus untertänig:
105 Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres' Tochter lacht;
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
110 Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Tränen im Gesichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
115 Keine Geißel klatschte mehr;
Aufgejagt von Orpheus' Leier
Flog von Tityos der Geier;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Cocytus, lauschten
120 Deinen Liedern, Thrazier!
Liebe sangst du, Thrazier!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
125 Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
130 Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht

Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
135 Nicht die Göttin zu mir her —
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
140 Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
145 Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
150 Nie Erobrern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es jetzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
155 Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte sie uns nicht hinein,
160 Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur

Zu dem Vater der Natur,
165 Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
170 Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

An Minna.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
5 Die am Arme seichter Toren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
10 Stolze Federn, mein Geschenk;
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sei gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
15 Ach, die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh, umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh, vergiß auf ewig mich!
Überliefert feilen Heuchlern,
20 Eitles Weib, veracht' ich dich.

Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz, das edel schlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Törin schlug.

25 In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlassen stehn,
Weinend in die Blumenszene
Deines Mai's zurücke sehn.
Schwalben, die im Lenze minnen,
30 Fliehen, wenn der Nordsturm weht;
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegenflohn,
35 Zischen dem erloschnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Tränen,
40 Weinen, Minna, über dich!

Männerwürde.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und singe.

5 Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinuntersteigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
10 Geht 's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röter wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wird ihr enge.
15 Das Mädchen weiß: ich bin ein Mann!
Drum wird ihr 's Mieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrein,
Ertapp' ich sie im Bade!
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein —
20 Wie schrie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann! mit diesem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpigt ich erscheine.

25 Und dieses goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürstin holde.
Mich ruft sie — habt indessen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann! das könnt ihr schon
30 An meiner Leier riechen,
Sie braust dahin im Siegeston,
Sonst würde sie ja kriechen.

Aus eben diesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
35 Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,

Und kann er's nicht, führt er die Bahn
40 Freiwillig zu den Toten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

45 Seht ihr den Römer stolz und kraus
In Afrika dort sitzen?
Sein Aug' speit Feuerflammen aus,
Als säht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemut,
50 Gibt manches zu verstehen.
„Sprich, du hätt'st auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen!“

So spricht der stolze Römersmann,
Noch groß in seinem Falle.
55 Er ist nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern alle.

Drauf täten seine Enkel sich
Ihr Erbteil gar abdrehen
Und huben jedermänniglich
60 Anmutig an, zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

65 Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Chemikus
70 Durch die Retort' getrieben —
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehen —
75 Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben —
Wer keinen Menschen machen kann,
80 Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und stolz einher
Und brüste mich und singe:
Ich bin ein Mann! wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe.

An einen Moralisten.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmälest auf den goldnen Mai.

5 Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst —

Ha Seladon! wenn damals aus den Achsen
10 Gewichen wär' der Erde schwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachsen
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
15 Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bißchen muntrer springt!
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
20 Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein:
Er wehrt mir, daß ich Engel werde —
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Der Flüchtling.

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
In goldnen Flammen blitzen
5 Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

10 Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
15 Tausend Sonnen im perlenden Tau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,

Die Zephyre kosen
20 Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren;
25 Die Wagen erknarren
Ins ächzende Tal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

30 Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde —
35 Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenrot, und röte
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säusle nieder, Abendrot, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt.
40 Morgen — ach! du rötest
Eine Totenflur,
Ach! und du, o Abendrot, umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

Elysium.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Ersäufen jegliches Ach —

Elysiums Leben
5 Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
10 Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
15 Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
20 Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter
Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
25 Berge bebten unter dessen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,
Der wie Silber spielet über Kieseln;
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
30 Küssen sich auf grünen samtnen Matten,
Liebgekost vom Balsamwest;
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes strengem Hiebe
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres,
Qualgepreßtes Ach!

5 Schmerz verzerret
Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
10 Folgen tränend seinem Trauerlauf.

Fragen sich einander ängstlich leise:
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
5 Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
10 Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.
Lautlos steht die Front.
Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dort her vom Gebirge?

15 Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
20 Schmettert durch die Glieder —
Wie braust es fort im schönen wilden Takt
Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

25 Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort!
30 Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich:
35 Fertig! heult's von P'loton zu P'loton.
Auf die Kniee geworfen
Feu'rn die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
40 Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
45 In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „Grüße mein Lottchen,
Freund!"
50 Wilder immer wütet der Streit —
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden! seht,
Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
55 Regnet, stürz' ich Verlaßner hinein."

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

60 Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
65 Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt. —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
70 Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
5 Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
10 Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
15 Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
20 Und gürteten die Hüft'.

Er griff sie an — und siegte nicht
Und kam gepantscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
25 Und Tränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — Ha! ihr Schurken, wart!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
30 Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
  Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
35 Und hurra! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
  War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
40 Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
  Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
45 Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
  Sunk schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
50 Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
  Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
55 Marsch, Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
  Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
60 Durch Wald und Berg und Tal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
  Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
65 Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf — was tät er itzt?
  Vor ihm der tote Sohn,
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Träne blitzt
70 Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
  Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
75 Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
  Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
80 Gebar das Schwabenland.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten
  Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
  Sei meine Freundin du!

5 „Mit meinen reichsten schönsten Gaben
  Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben
  Und nennt noch geizig mich.

„Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
10 Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug.“

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
15 „Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch — ich brauch' dich nicht.“

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
5 Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben —
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
10 Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
5 Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
10 Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
15 Nebligt trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
20 Rasch entgegen —: „Halt an! Waller, was suchst du hier?"
Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

25 „Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!"
Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
30 Wirf ein mutloses Anker hie!

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.

5 Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen;
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrissen sei, was wir bedungen haben!
10 Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt!
Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
15 Bewundert still mein heldenmütiges Entsagen,
Und großmutsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele, dieser Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
20 Gibt's einen andern schönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick.

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir.
5 Ein schwimmend Heer furchtbarer Zitadellen
— Der Ozean sah ihresgleichen nie,

Unüberwindlich nennt man sie —
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
10 Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

15 Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke!
20 Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
25 Das „große Blatt", das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
30 Wem dankst du sie — errötet, Völker dieser Erde! —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick' hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
Blick' hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang schaut auf dich der Erdenball,
35 Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle gute schöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächt'ge sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
40 Sah drohend offen dein gewisses Grab —
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
45 Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott der Allmächt'ge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
5 So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst getan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
10 Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süßen Überzählen
15 Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.

Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
20 Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
25 Welk werden sie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
In eines andern Armen sucht,
5 Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an
Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
10 Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden
Wird sie in allen Buden feil geboten,
15 Muß sie auf Diligencen, Paketbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn
Und, wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,

20 Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
25 Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und tut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
30 Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
35 Das rare Glück, den Platz an ihrer Linken —
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
40 Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken,
Signiert: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
45 Ihr erster Blick fällt — auf Rezensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier
(Laut hört man in der Kinderstube weinen),
Sie legt es endlich weg und frägt nach ihren Kleinen.

50 Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.

Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
55 Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
60 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing und Kompanie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
65 Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewundre, sagen;
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh' dabei, und will ich artig heißen,
70 Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
75 Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
80 Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Errätst du's nicht? O, ich versteh's genau!

Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

85 Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern —
Ihr ist der Frühling wonneleer.
90 Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
95 Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
100 Husch ist sie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,
Zelebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
Zur Schau sich stellen und zu Markte tragen,
105 Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrißne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
110 Wie schnell — ach wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen —

115 So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare.
So führt' ich sie zum Traualtare —
120 O wer war glücklicher als ich!
Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an,
Mein Himmel war mir aufgetan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
125 In ihrem Kreis die Schönste *sie*,
Die Glücklichste von allen *sie*,
Und *mein* durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
130 Ein *großer* Mann — ein *schöner Geist*.
Der große Mann tut eine Tat! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich *nun*? — Beweinenswerter Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
135 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein *starker* Geist in einem *zarten* Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
140 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem *stärkern* nachzukriechen,
Dem *schöneren* Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
145 Aus Cythereas *goldnem* Buch gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn!

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
5 So ruft von seines Turmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner großer Mann:
Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
10 Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höhn,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Tal zu sehn?

Die Weltweisen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
5 Vorsichtig aufgehangen —
Den nenn' ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe;
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

10 Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament —
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
15 Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß wer verbrennt nicht friert,

Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
20 Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann tut seine Pflicht
Und tat sie, ich verhehl' es nicht,
Eh' noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
25 Was Lock' und Des Cartes nie gedacht —
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
30 Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing' der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
35 Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er:
40 Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band."
So lehren vom Katheder
45 Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,

So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht
50 Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
5 Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
10 Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht?

Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
5 Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
10 Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut.

Einem jungen Freunde,

als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?

5 Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie teuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
10 Und dem Feind in dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
15 Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
5 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.

Nimmer widme dich **einem** allein! Vertraue dem erstern
10 Deine **Würde** nicht an, nimmer dem andern dein **Glück**!

Die idealische Freiheit.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der Tat!

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
5 Sprich, was rühmt die Geschichte von **dir**? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
5 Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem
10 Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Deutsche Treue.

Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
5 Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen —
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
10 Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,

Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
15 „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Das Geschenk.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
5 Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

Das Tor.

Schmeichelnd locke das Tor den Wilden herein zum Gesetze,
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus.

Mitteilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An*

Teile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen;
Aber du gibst mir dich selbst — damit verschone mich, Freund!

An **

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

An ***

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Die Philosophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beisammen hier finde;
Denn das Eine, was not, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

Lehrling.

5 Desto besser! so gebt mir — ich geh' euch nicht eher vom Halse —
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
10 Oft schon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Dritter.

Just das Gegenteil sprech' ich. Es gibt kein Ding als mich selber!
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.

15 Zweierlei Dinge lass' ich passieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
20 Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch; macht mit der Vorstellung drei.

Lehrling.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Achter.

25 Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
30 Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensskrupel.

35 Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat! Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Die Sonntagskinder.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genugtun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren —
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich:
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
5 Eine würdige Sache verfechtet ihr — nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn. —
„Mir her! Ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah!" —
5 Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen:
Der sie schickte, er hat sich nur auf *einen* versehn.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist *das* Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust, nur — malet den Teufel dazu!

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.
5 Aus der Ästhetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
10 Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuettschritt unsers geborgten Kothurns!

15 Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt;
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
20 Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in**

5 Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phajaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
10 Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Ilm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

15 All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
20 Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu**

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.

25 Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern: ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
30 Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen getan.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
5 Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
10 Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen:
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
15 Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Die Begegnung.

Noch seh' ich sie — umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen stand sie da,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen;
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah,
5 Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden
10 Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach;
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, jahrelang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
15 Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
20 Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

25 „Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
Und still bescheiden nie gewagt, zu sprechen —
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Wert,
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen sei das schönste Los beschert,
30 Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwidern und empfinden kann."

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
5 Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
10 Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben —
Dich schuf das Herz! Du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
15 Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Tale,
Das seine Wiege war.

5 Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
10 Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
15 Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat,
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
20 Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang' sein Strom wird fließen
Ins Bett des Ozeans.

25 Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,

Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein.

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
30 Wenn dich das schwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht.

Parabeln und Rätsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

5 Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom — und schwindet,
10 Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort.

5 Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug —
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

5 Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
10 Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
15 Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.

5 Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
10 Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
5 Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
10 In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
5 Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?
10 Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
15 Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

5 Jahrhunderte sind vorübergeflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
10 Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

5 Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los.
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
10 Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei,
15 Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
20 Wie's tötet, ist es tot!

9.

Wir stammen, unsrer sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

5 Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
10 Und lieben uns den heitern Tag,
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn,
15 Drum fliehen wir das Haus der Toten,
Denn um uns her muß Leben sein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren —
20 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heißt das Ding, das wenige schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

5 Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
10 Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
5 Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen;
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
10 Erwachs' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

12.

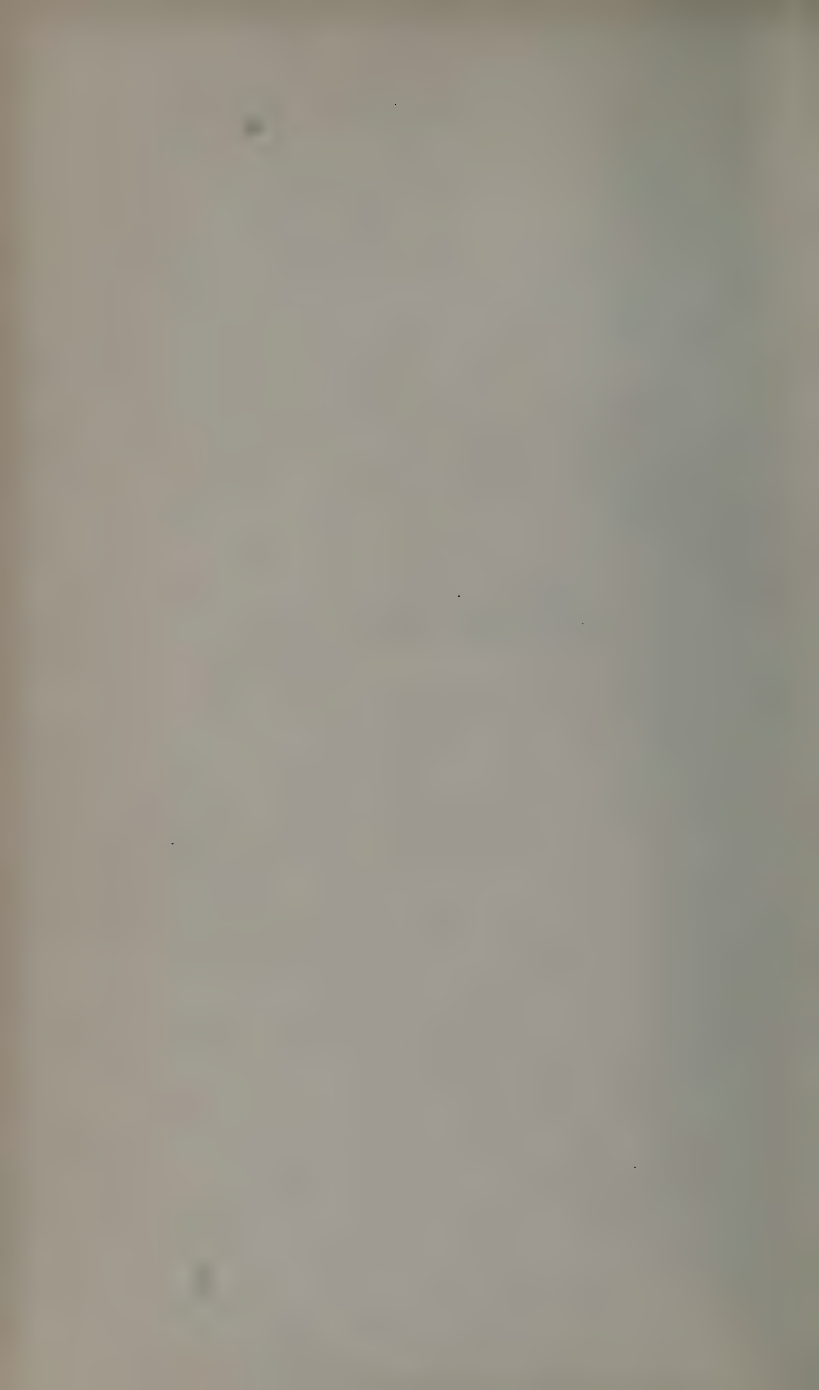
Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
5 Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
5 Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;

Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
10 Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

Anmerkungen



Der Text dieser Ausgabe von Schillers Gedichten beruht, unter Vergleichung der voraufgegangenen Drucke, auf den beiden Sammlungen von 1800 und 1803, deren zweite Auflagen Schiller selbst noch besorgte. Für die geplante Prachtausgabe ließ er die Gedichte aus der 2. Auflage der ersten Sammlung und aus der 1. Auflage der zweiten abschreiben; einige in dieses Manuskript eingeführte Änderungen kamen den besseren neuen Ausgaben schon seit derjenigen des hochverdienten Joachim Meyer (1845) zu gute.

Für die folgenden Anmerkungen habe ich die Erläuterungen von Putsche, Viehoff, Düntzer, Bellermann u. a. dankbar benutzt oder verglichen, vor allem aber die vortreffliche Gesamtausgabe der Briefe Schillers von Jonas und die ergänzenden Briefwechsel. Andere Quellen werden gelegentlich ihrer Nutzung genannt.

Erstes Buch (S. 3–58).

Das Mädchen aus der Fremde (S. 3). Die Segnung der Erdegebornen durch die Poesie hat in diesem unmittelbar anschaulichen Bilde einen so schlichten Ausdruck gefunden, daß Gottfried Körner freudig überrascht war, als er das Gedicht aus dem Cotta'schen Musenalmanach für 1797 kennen lernte. Von des Freundes „Manier, die Produkte der Phantasie für den Verstand zu würzen“, bemerkte er hier gar nichts, und Schiller bestätigte, daß er in dieser neuen Art eine gewisse Erweiterung seiner Natur gesucht habe. Das Gedicht entstand im Sommer 1796, etwa drei Jahre nach der Abhandlung „Über Anmut und Würde“, und in einem späteren Briefe (4. Febr. 1804) nannte Schiller „schön und ernst die zwei Eigenschaften, welche das fremde Mädchen charakterisieren“.

An die Freude (S. 4). Im Frühjahr 1785 fand der Dichter der „Räuber“, des „Fiesco“, der „Kabale und Liebe“ zum ersten Male das Glück eines harmonischen Lebens, fern von der Heimat, in einem Kreise seelenverwandter Männer und Frauen. Der schon zum vorigen Gedicht genannte Konsistorialrat Körner in Leipzig, ein begeisterter Verehrer des ihm persönlich unbekannten Dichters, hatte den Schwaben nach Sachsen geladen und mit dem Zuruf begrüßt: „Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein könnten.“ Umgeben und getragen von reiner, selbstloser Freundschaft, dichtete Schiller im Sommer 1785 dieses Gesellschaftslied, das zwei damals bekannte Oden „An die Freude“ überbot: „Freude, Göttin edler Herzen!“ hatte Hagedorn gesungen, und Uz: „Freude, Königin der Weisen!“ Das Gedicht fand sofort begeisterte Aufnahme auch außerhalb des Kreises, für den es zunächst bestimmt war, und wurde häufiger als irgend ein anderes Schillerisches komponiert; Beethoven trug sich 30 Jahre mit der Absicht, bis er im Schlußchor der neunten Symphonie die höchste musikalische Gestaltung für „das Lied des unsterblichen Schillers“ fand. Diesem selbst wurde es später fremd. „Die Freude“, schrieb er am 21. Okt. 1800 an Körner, „ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft, und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese gibt ihm auch den einzigen Wert, den es hat, und auch nur für uns und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst.“ Dieser überstrengen Verurteilung gemäß hatte Schiller es in seine erste, eben damals erschienene Gedichtsammlung nicht aufgenommen; als er es der zweiten einreihte, änderte er nur wenige Worte, strich aber eine ganze Strophe, die im ersten Druck („Thalia“ 1786) den Schluß gebildet hatte und in der das

„Feuer der Empfindung“ allerdings einen besonders hohen Grad erreicht hatte:

„Rettung von Tyrannenketten,
Großmut auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Toten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein,
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Totenrichters Munde!“

Erst im Manuskript zur Prachtausgabe, dem wir auch hierin folgen, beseitigte Schiller die Gliederung in Soli und Chor, um das Gedicht in seiner äußeren Erscheinung vollends dem „Siegesfest“ (S. 8) anzugleichen, in dem aber ebenfalls die Verse 9—12 jeder Strophe als Gesang des Chores aufzufassen sind. — V. 6 „Mode“ = Vorurteil der Zeit; in seinem ersten Brief an Körner (10. Febr. 1785) schrieb Schiller: „Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen.“ — Vgl. die Anmerkung S. 348.

Dithyrambe (S. 7). Als Gegengabe für den Musenalmanach auf 1796 sandte der Koadjutor Karl Theodor v. Dalberg zwölf Flaschen Rheinwein an Schiller. Dieser dankte durch die zwei Distichen „Das Geschenk“ (s. S. 263), denen im Manuskript noch drei weitere folgten:

„Nie erscheinen die Götter allein, das glaubt mir, kaum hab’ ich
Bacchus im Hause, so klopft Phöbus der herrliche an.
Amor der lächelnde kommt, es kommen die Himmlischen alle,
Und der irdische Raum füllet mit Göttern sich an.
Wie bewirt’ ich die Götter? Hier füllet kein Nektar die Schale,
Und was den Menschen vergnügt — wird es den Gott auch erfreun?“

Das mittlere dieser Distichen trug die auf alle drei passende Überschrift „Die Dichterstunde", und die aus ihnen erwachsenen drei Strophen der „Dithyrambe" erschienen im Almanach auf 1797 unter dem Titel „Der Besuch". Daß der durch den Besuch der Götter begnadete Dichter hier nach dem Olymp als einzigem Sitz der Freude verlangt, konnte Schiller nicht hindern, dieses Gedicht in der Prachtausgabe gerade demjenigen nachzustellen, das die Freude als die den ganzen Kosmos durchdringende Allbewegerin preist.

Das Siegesfest (S. 8). Am 18. Aug. 1803 schrieb Schiller an W. v. Humboldt: „Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht entstanden ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Zirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimäurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie gibt; deswegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der Homerischen Zeit gewählt und die alten Heldengestalten der Ilias darin auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus und wandelt in besserer Gesellschaft." Mit ähnlichen Worten sandte er das Gedicht am 24. Mai 1803 an Goethe, und mit dem Bemerken, daß ihm die Idee dazu schon vor anderthalb Jahren das Kränzchen gegeben habe, dem wir so manches „gesellige Lied" Goethes verdanken (s. Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. 327 ff.). „Ich wollte", so schloß er, „gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen könnte." Absichtlich schränkte er hierdurch den Kreis der zum unmittelbaren Verständnis und Genuß des Gedichtes Berufenen ein; schrieb er doch an Körner sogar, dem er es als „ein ernstes Gesellschaftslied im Geschmack des Lieds an die Freude, doch, wie ich hoffe, etwas besser geraten" angekündigt hatte: „es kann euch nicht so interessieren, weil ihr weniger im Homer zu leben gewohnt seid." (Vgl. die Briefe an Körner vom 18. Febr. 1802, 10. Juni und 16. Juli 1803.) Und in der Tat setzt das Lied in dieser Beziehung viel voraus. So wird Agamemnon V. 37 kurzer Hand als „Atreus' Sohn" eingeführt, sein Bruder Menelaus

V. 62 als „der Atrid", der jüngere Ajax V. 74 als „Oileus' tapfrer Sohn", Odysseus V. 91 als „der Schlaue, Vielgewandte", Diomedes V. 112 als „der Sohn des Tydeus", Kassandra V. 146 als „die Seherin", und daß V. 85—92 Teukros spricht, ist nur aus der Anrufung V. 87 zu folgern, die dem ebenfalls nicht genannten Telamonier Ajax gilt. Der poetische und ethische Kern des Gedichtes aber kann auch ohne das Einzelverständnis seiner gelehrten Anspielungen und Reminiszenzen genossen werden; denn alle diese Homerischen Gestalten wurden doch nur heraufbeschworen, um aus der wuchtigen Kontrastierung ihrer Schicksale und Anschauungen abzuleiten, daß die Vergänglichkeit alles irdischen Wesens uns nicht zu unfruchtbarer Trauer, sondern zu tätigem Genuß der Gegenwart auffordern soll.

Die vier Weltalter (S. 13). Schillers Briefe an Körner vom 4. und 18. Febr. 1802 zeigen, daß dieses Gedicht sowie das Lied „An die Freunde" (S. 44) für die zum „Siegesfest" erwähnte gesellige Vereinigung bestimmt war. „Ich habe", schreibt er, „noch verschiedene andere angefangen, die mir aber ihrem Stoffe nach zu ernsthaft und zu poetisch sind, um bei einer vermischten Sozietät und bei Tische zu kursieren. Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen — die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie, und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimäurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubnis zu sagen) der heilloseste von allen ist." So suchte er auch diesem Hymnus auf Gesang und Liebe, dessen „exaltierte Stimmung" er durch „eine recht belebte dithyrambische Musik ausgedrückt" wünschte, tieferen Gehalt zu geben durch ein Bild der kulturhistorischen Entwicklung; aber eben die Stimmung und Bestimmung des Liedes gestatteten ihm, darin mit noch größerer Freiheit zu verfahren, als er es in den „Künstlern", dem „Spaziergang" und dem „Eleusischen Fest" getan hatte. — Eine ältere, uns unbekannt gebliebene Fassung war „Der Sänger" betitelt und enthielt „Ausfälle gegen die christliche Religion", die Körner zu beseitigen oder zu mildern riet, da sie von den Feinden des Christentums mißbraucht werden würden und

es nicht gleichgültig sei, wie ein Lieblingsdichter der Nation sich über eine Religion äußere, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude sei.

Die Reihe der „geselligen Lieder“ wird nun, nachdem „Die vier Weltalter“ dazu übergeleitet haben, durch eine größere Gruppe von „Liedern“ unterbrochen, in denen — mit Ausnahme freilich der „Sehnsucht“ — Frauenliebe das vielfach variierte Grundthema bildet. Nach den grausigen Tönen der „Kindesmörderin“ läßt dann der Dichter den Leser eratmend zurückkehren in den Kreis heiterer Geselligkeit.

Das Geheimnis (S. 15). Nach einem persönlichen Anlaß für diese 1797 entstandenen Strophen braucht man, wie überhaupt bei den späteren Gedichten Schillers aus dem Kreis der Liebeslyrik, nicht zu fragen; ebensowenig konnten Goedeke und Boxberger es wahrscheinlich machen, daß dieses Gedicht nebst der „Erwartung“ und „An Emma“ (S. 21 und 27) Bruchstücke der geplanten Dichtung seien, der vielleicht „Die Begegnung“ (S. 274) angehört. Wir verdanken sie dem Bedürfnis des für 1796—1800 von Schiller herausgegebenen Cotta'schen Musenalmanachs: das Publikum erwartete und verlangte in solchen poetischen Kalendern die lyrische Behandlung typischer Themata und Situationen aus diesem Kreise.

Sehnsucht (S. 17). Eines der wenigen Gedichte, die Schiller für fremde Unternehmungen der eben charakterisierten Art lieferte. Es erschien, noch ohne V. 9—16, in Wilh. Gottlieb Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ auf 1803, mit den „Antiken zu Paris“ (S. 203), der „Gunst des Augenblicks“ (S. 213) und „Dem Erbprinzen von Weimar“ (S. 276). „Viel ist nicht daran,“ schrieb Schiller in Bezug auf diese „Kleinigkeiten von Poesie“ an Körner (17. März und 20. April 1802), „aber das kleine Stück, die Sehnsucht, hat etwas Gefühltes, Poetisches.“ Gegenstand der Sehnsucht ist das Reich der Ideale, in das nur die Phantasie uns aus der Wirklichkeit hinüberträgt. Vgl. die Anmerkung S. 301 zum „Pilgrim“.

Thekla (S. 18). Als dieses Gedicht im „Taschenbuch für Damen“ auf 1803 erschienen war, rühmte Körner daran

die Verbindung „einer hohen Rührung mit der größten Einfachheit“, und Schiller bekannte (11. Okt. 1802), daß er „das Liedchen der Thekla mit Liebe gemacht“ habe. Veranlaßt mochte es sein durch eine Frage, was denn aus der Tochter des Friedländers werde: am Schluß des vierten Aufzugs von „Wallensteins Tod“ hatte Schiller es in poetische Schleier gehüllt, daß und wie Thekla dem Geliebten in „jene Räume“ folgt. Vers 3 und 4 setzen diesen Monolog aus dem Jenseits in unmittelbare Beziehung zur zweiten Strophe von „Des Mädchens Klage“ (S. 20) und lassen dadurch jene von Thekla in den Piccolomini (III, 7) gesungenen Verse als eine von vornherein beabsichtigte Vordeutung ihres mit dem Ende ihrer Liebe notwendig eintretenden Todes erscheinen.

Hektors Abschied (S. 19). Jn den „Räubern“ (II, 2) singt Amalia dem alten Moor dieses Lied, zu dem Schiller nach Kuno Fischers Bemerkung durch eine Beschreibung angeregt ward, die H. P. Sturz 1779 von einem gleichnamigen Gemälde der Angelika Kauffmann veröffentlicht hatte. Es ist das älteste der lyrischen Produkte, die Schiller der Aufnahme in die Prachtausgabe gewürdigt hat. Als er 1793 über eine Ausgabe seiner Gedichte mit Körner beriet, nannte er (Brief vom 27. Mai) „Hektor und Andromacha“ eines seiner besten. Bei der Bearbeitung des Dialogs für die erste Gedichtsammlung vermied er es, trotz seiner inzwischen noch gesteigerten Begeisterung für Homer, die der Jlias (VI, 395 f.) mit poetischer Freiheit entnommene Situation in engere Übereinstimmung mit der Homerischen zu setzen.

Des Mädchens Klage (S. 20). Das an altenglische Vorbilder angelehnte Gedicht erschien im Musenalmanach auf 1799 und stand ursprünglich in keiner Beziehung zum „Wallenstein“, in dem es nur als Einlage Verwendung fand und mit dem es Schiller erst später durch das Gedicht „Thekla“ — s. obige Anm. dazu — geistreich verknüpfte.

Die Erwartung (S. 21). Das schon einige Jahre zuvor entworfene Gedicht wurde im September 1799 ausgeführt und erschien im nächstjährigen Almanach. Jn noch höherem Grade als die vorigen Gedichte zeigt dieser an metrischen ebenso wie an psychologischen Feinheiten reiche Monolog,

wie Schiller auch in seiner Lyrik den Dramatiker nicht verleugnen konnte; man vergleiche den Monolog der Braut von Messina V. 981 ff. — Eine gemeinsame Vorstufe von der „Erwartung“ und dem „Geheimnis“ (S. 15) hat Jonas nachgewiesen (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte XII, 97 ff.).

Das Geheimnis der Reminiszenz (S. 23). Von den neun an „Laura“ gerichteten oder auf sie bezüglichen Gedichten der „Anthologie“ (s. Einleitung S. XI) nahm Schiller, unter Verwischung dieser Beziehung, nur eines in seine erste Gedichtsammlung auf: „Die Blumen“ (S. 28); die zweite brachte fünf: das vorliegende und vier weitere, die aber der Prachtausgabe wieder fehlen sollten und hier folglich im Anhang (S. 222—232) erscheinen. Drei verwarf Schiller gänzlich, und diese bleiben daher der Nachlese im zweiten Band dieser Ausgabe vorbehalten: „An die Parzen“, „Vorwurf“ und „Melancholie“.

Die Lauragedichte entstanden 1781 in Stuttgart. Zum ersten Male seit seiner Knabenzeit lebte Schiller außerhalb enger Institutsmauern, und zwar wohnte er bei der um 8 Jahre älteren Hauptmannswitwe Luise Fischer zur Miete. Gegenüber dem vielfachen Klatsch, der sich daran geheftet hat, kann hier nur auf Weltrichs klare Kritik („Friedrich Schiller“ I, 424 ff.) hingewiesen und betont werden, daß die Frau Fischer sowohl während als nach Schillers Stuttgarter Aufenthalt in freundschaftlichem Verkehr mit des Dichters Familie stand. Der weltunkundige, von idealen Träumen und philosophischen Spekulationen überhitzte Jüngling trat jetzt zum ersten Male in nähere Beziehung zu einem ihm nicht verwandten Weibe, das mindestens enthusiastisch veranlagt war und gewiß weniger mütterlich als schwärmerisch zu ihm aufblickte. Diese Frau wurde seine Muse, sie war es, die er als „Laura“ besang, nach dem Vorbilde Petrarcas, aber „in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl“. So charakterisierte Schiller selbst diese Gedichte, als er die „Anthologie“ im „Wirtembergischen Repertorium der Literatur“ anonym anzeigte (s. Bd. 16 dieser Ausgabe), und er fügte hinzu: Sie „unterscheiden sich vor-

teilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in Platonischen Schwulst verschleiert.“ Diese Kritik ist vollkommen zutreffend. Denn trotz des exaltierten Pathos und der künstlichst verschrobenen Bilder, in denen der junge Dichter hier den bewunderten Meister Klopstock überbot, haben diese Gedichte einen eigenen Ton durch die Verbindung sinnlicher Phantasie mit philosophischen Ideen.

Mit Recht weist Weltrich (I, 440) auf den Kontrast zwischen diesen Lauragedichten und Goethes Liedern an Friederike hin, als auf eines der schlagkräftigsten Beispiele für „den durchgreifenden Unterschied der Naturen beider Dichter im Menschlichen wie im Poetischen“. Und doch lassen gerade die Lauragedichte ein Gemeinsames nicht verkennen. Das Verhältnis Goethes zu Frau Charlotte v. Stein vergleicht sich trotz wesentlicher Unterschiede vielfach demjenigen Schillers zu Frau Luise Fischer. „Lida“ und „Laura“ sind Schwestern, und wenn Goethe 1776 an Charlotte schrieb:

„Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau . . .
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz“ —

so spricht er in seiner schlichten Weise einen Gedanken aus, den das „Geheimnis der Reminiszenz“ in die Sprache mystischer Spekulation übersetzt. Beiderseits — hier in kühner Ausgestaltung eines antiken philosophischen Scherzes, dort in prunklosem Hindeuten auf die Idee der Seelenwanderung — erscheint die Verbindung der Liebenden als die notwendige Folge einer einstigen Einheit, von der ihnen selbst nur eine geheimnisvolle Erinnerung aufbewahrt ist. Minor („Schiller“ I, 436 f.) hat darauf hingewiesen, daß diese Vorstellung auch schon bei Klopstock und besonders bei Wieland poetischen Ausdruck gefunden hatte.

Die Bearbeitung des Gedichts für die Ausgabe von 1803 war im wesentlichen eine kürzende: von 26 Strophen blieben nur 11 erhalten, in Einzelheiten verändert. Mit solchen, die den Hauptgedanken in zum Teil unerträglichen Bildern fortsetzten, fielen der strengen Selbstkritik auch die beiden folgenden zum Opfer:

„Wenn dein Dichter sich an deine süßen
Lippen klammert mit berauschten Küssen,
Fremde Töne um die Ohren schwirren,
Unsre Wesen aus den Fugen irren,
  Strudelnd sich verwirren ...
Waren, Laura, diese Lustsekunden
Nicht ein Diebstahl jener Götterstunden?
Nicht Entzücken, die uns einst durchfuhren?
Ineinanderzuckender Naturen
  Ach! nur matte Spuren?"

Völlig neu entstanden allein die im Stil merklich abweichenden Verse 26—30: ohne sie waren V. 36—40 ganz unverständlich.

Würde der Frauen (S. 25). Schillers „Horen" brachten im 2.—4. Stück des 1. Jahrgangs (1795) zwei Abhandlungen von Wilhelm v. Humboldt: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „Über die männliche und weibliche Form". Der Reichtum dieser Aufsätze an physiologischen und psychologischen, ästhetischen und ethischen Betrachtungen regte den Dichter, der das Thema schon in seiner Abhandlung „Über Anmut und Würde" gestreift hatte, zur poetischen Vergleichung der Geschlechter an. Sie ist so recht ein Produkt aus Schillers „Übergang von der Metaphysik zur Poesie"; vgl. Einleitung S. XIII. Obwohl er anfangs großen Wert auf das am 28. Aug. 1795 beendigte Gedicht legte und das mit besonderer Spannung erwartete Urteil der Freunde höchst beifällig war, zeigte er selbst sich schon bald nach der Drucklegung im Almanach auf 1796 unbefriedigt davon; vgl. an Humboldt, 29. Nov. 1795. In der Tat hatte die fortgesetzte Kontrastierung etwas Ermüdendes, und so ließ er bei der Redaktion für die erste Gedichtsammlung 56 von 118 Versen gänz-

lich fallen, zum Vorteil der künstlerischen Wirkung und ohne wesentliche Schädigung des Gedankengehaltes. Vgl. auch „Die Geschlechter“ und „Macht des Weibes“ (S. 131 und 263).

An Emma (S. 27). Vgl. die Anmerkung S. 292 zum „Geheimnis“. Als Schiller das Lied am 7. Aug. 1797 zur Komposition an Zelter sandte, bemerkte er, es würden vielleicht noch einige Strophen dazu kommen, doch zweifle er, ob er so bald die Stimmung dazu finden werde. Man liebte damals Lieder mit möglichst vielen auf die gleiche Melodie zu singenden Strophen; heute würden wir dem Dichter danken, wenn er schon die dritte gestrichen hätte. Übrigens lauteten die beiden letzten Verse im Almanach für 1798:

„Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht.“

Diese Fassung verdient entschieden den Vorzug vor der 1800 von Schiller eingeführten.

Der Abend (S. 28). Zu diesem „Versuch in dem griechischen Silbenmaß“ (an Körner, 5. Okt. 1795) war Schiller angeregt worden durch Humboldts Aufforderung vom 31. Aug. 1795, er möge doch noch einmal — wie in einigen Jugendgedichten — „in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind, einen Versuch machen“. Das Experiment fand Humboldts Beifall, wurde aber von Schiller nicht wiederholt; vielmehr wandte sich dieser eben jetzt nach Goethes Beispiel dem elegischen Versmaß der Distichen zu, vor dessen Schwierigkeiten Humboldt ihn warnte; vgl. Einleitung S. XIII.

Die Blumen (S. 28). Vgl. die Anmerkung S. 294 zum „Geheimnis der Reminiszenz“. Schiller beseitigte jedoch nicht nur die Beziehung auf „Laura“, für welche eine „Nanni“ eintrat, sondern gestaltete das ganze Gedicht im einzelnen um, ohne den Gedankengang zu ändern. Der Schluß hatte gelautet:

„Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Blumen in dem Hain!“

Dione, im Altertum bald die Mutter der Venus bald diese selbst, fehlte dafür noch in der ursprünglichen Gestalt der Verse 15—17:

„Schuf nicht für die süßen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüstig die Natur?“

Amalia (S. 29). Der Sehnsuchtsseufzer Amaliens eröffnet in den „Räubern“ den dritten Akt, dort um eine Strophe reicher, die mehr noch als die anderen schon ganz im Stil der Lauragedichte gehalten ist. Für die Frage, ob letztere einer erhörten Leidenschaft oder nur der Phantasie entstammen, ist diese Übereinstimmung mit dem Liede beachtenswert, das zweifellos nur eine erfundene Situation ausmalt.

Die Kindesmörderin (S. 30). H. P. Sturz, dessen schon in der Anmerkung S. 293 zu „Hektors Abschied“ gedacht wurde, hat nach Max Kochs Bemerkung auch dieses Gedicht, wo nicht angeregt, so doch beeinflußt durch die fingierte Rede einer Kindesmörderin vor Gericht, die er einer Abhandlung über die Todesstrafe (1776) einfügte. Das immer neue Thema war auch damals gerade in der Literatur beliebt: es braucht nur an Goethes Gretchen erinnert zu werden und daran, daß H. L. Wagner eben dieses Motiv aus dem ihm bekannten Entwurf des „Faust“ zu einem eigenen Drama (1776) erweiterte. Schillers Gedicht entstand 1780 oder 1781. Es ist wiederum ein dramatischer Monolog, aber ohne die Einheit einer bestimmten Situation, vielmehr ist eine solche vermieden und das Ganze visionär gehalten. V. 1—104 sprechen die Empfindungen der Verurteilten im Kerker oder auf dem Wege zur Richtstatt aus, die letzte Strophe ruft sie vom Schafott herab, inzwischen aber lebt in ihrem Geist die Szene wieder auf, in der sie die Briefe des Treulosen verbrannte. Die Bearbeitung des Gedichtes aus der Gestalt der „Anthologie“ für die Sammlung von 1803 griff nirgends tiefer ein: durch das in der Einleitung S. XVI zitierte Vorwort und durch die Angaben der Entstehungsjahre im Inhaltsverzeichnis hatte Schiller ja dafür gesorgt, daß man die Jugendgedichte in dieser *zweiten* Sammlung als solche erkennen und beurteilen sollte. In diesem Fall machte er sich die Mühe so leicht, daß er V. 111 das gute alte „hochan flodern“ (= flackern) durch „hochauf lodern“ ersetzte trotz des Reimes auf „lodern“, und in V. 14 verlor der Sinn durch

Einschiebung eines Komma zwischen den Genetiv „Paradieses-kinder" und den Vokativ „Phantasien!" (Nach Jonas' Vorschlag habe ich das lange Kompositum — vgl. z. B. „Schauernachtgeflüster" und „Himmelmaienglanz" S. 225 — durch Bindestriche verdeutlicht.) Doch führte Schiller auch einige wohltätige Änderungen ein; so V. 61 und 62 für die ältere Fassung:

„Tödlichlieblich sprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfei."

Punschlied (S. 34). Über die Absicht, in der dieses heitere, nichtsdestoweniger gehaltreiche Lied der düsteren Hochgerichtsphantasie nachgestellt zu sein scheint, vgl. o. S. 292. Es wurde entweder für das mehrerwähnte Kränzchen oder bald nach dessen Auflösung, also etwa 1802, gedichtet.

Berglied (S. 35). „Neben dem Tell gelegentlich entstanden" nannte Schiller dieses Gedicht im Brief an Körner vom 4. Jan. 1804, und am 26. d. M. schickte er es als „eine kleine poetische Aufgabe zum Dechiffrieren" an Goethe, der umgehend antwortete: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ist ein zum Tell sehr geeignetes Lied." An wirkliche Einschaltung in das Drama (vgl. darin V. 25 ff. und 3242 ff. nebst Anmerkung Bd. 7, S. 370 f.) konnte aber auch Goethe wohl nicht denken, der damals den ersten Akt und die Rütliszene schon kannte. — Zu V. 5 setzte Schiller selbst die Anmerkung: „Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine." — V. 22 lautet in einem Faksimile der verlorenen Handschrift und im ersten Druck (Taschenbuch für Damen auf 1805): „Nach Abend und Mittag und Morgen"; es fehlte also die vierte, nördliche Richtung, die neben ‚Abend, Mittag, Morgen' nur durch ‚Nacht' hätte bezeichnet werden können. Jonas verurteilte daher die Lesart aller folgenden Drucke „Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen" als eine verfehlte Berichtigung der durch Schreibfehler entstandenen Verderbnis und schlug die in unseren Text eingeführte Heilung vor: nur so schließen sich die vier Himmelsrichtungen unmittelbar und in analoger Benennung aneinander.

Reiterlied (S. 36). Das im Sommer 1797 gedichtete Lied wurde schon vor der Aufführung und Drucklegung des „Wallenstein“, für den es von Anfang an bestimmt war, im Musenalmanach auf 1798 veröffentlicht, den Sammlungen von 1800 und 1803 aber nicht eingereiht. Für eine der letzten Aufführungen, die Schiller erlebte, fügte er noch folgende, in V. 6 auf Napoleon zielende Strophe hinzu:

„Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwingt das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.“

Nadowessiers Totenlied (S. 38). Bei der Suche nach Stoffen zur Belebung des Almanachs mit Gedichten verschiedenster Art erinnerte sich Schiller der Travels through the interior parts of North-Amerika (1766—68) von Carver, die er wohl in Ebelings Übersetzung (1780) gelesen hatte; ihm sei, „als wenn sich diese Völkernatur in einem Lied artig darstellen ließe“, schrieb er am 30. Juni 1797 an Goethe. Dieser dankte schon am 5. Juli für das inzwischen in engem Anschluß an Carvers Schilderungen gedichtete Lied: es habe den „echten realistisch-humoristischen Charakter, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, so wie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.“ Durch dieses Urteil ermutigt, wollte Schiller noch vier oder fünf kleine „nadowessische Lieder“ nachfolgen lassen, um diese Natur, in die er „einmal hineingegangen, durch mehrere Zustände durchzuführen“. Warum es unterblieb, zeigt Schillers Brief an Goethe vom 23. Juli: „An dem nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist bloß von der Roheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei einer großen Annäherung auf einer Seite doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann.“ Vgl. Goethes Äußerungen hierüber gegen Eckermann, 23. März 1829. — Erst für die

Prachtausgabe änderte Schiller in Angleichung an die hier vorangehenden „Lieder“ die ältere Überschrift „Nadowessische Totenklage“ in „Nadowessiers Totenlied“.

Der Pilgrim (S. 39). Das im Mai 1803 entstandene Gedicht erinnert lebhaft an die „Sehnsucht“ von 1802 (S. 17) und an die „Größe der Welt“ von 1781 (S. 246), ja es erscheint wie eine Übersetzung dieser gleichfalls mit völliger Resignation schließenden Jugend-Ode in den ruhigklaren Stil des gereiften Dichters. Die in vielen deutschen Nachbildungen verbreitete Allegorie des Puritaners John Bunyan The Pilgrim's Progress, die Gustav Kettner als Quelle des „Pilgrim“ wie zum Teil auch der „Sehnsucht“ erwiesen hat, konnte Schiller schon in seiner Jugend kennen, doch nötigt die phantastische Pilgerfahrt in der „Größe der Welt“ nicht zu dieser Annahme.

Der Jüngling am Bache (S. 41). Während die „Erwartung“ (S. 21) am Schluß plötzlich in Erzählung übergeht, folgt hier auf vier erzählende Verse unvermittelt der Monolog. Schiller sandte dieses Gegenstück zu „Des Mädchens Klage“ (S. 20) als „eine Kleinigkeit zum Damenkalender“ am 1. Juni 1804 an Cotta, doch hatte er es schon im Frühling 1803 als Einlage für den „Parasit“ (Bd. 9, S. 304) benutzt. Mit Recht verwies Hoffmeister auf Schillers Äußerung gegen Goethe vom 20. März 1802: der Eintritt des Frühjahrs pflege ihn „immer traurig zu machen, weil er ein unruhiges und gegenstandsloses Sehnen hervorbringt“. V. 9—16 enthalten somit, was bei Schiller äußerst selten nachweisbar ist, den lyrischen Niederschlag einer ganz individuellen Stimmung. Vgl. die Anmerkung S. 330 f.

Punschlied. Im Norden zu singen (S. 42). Als Schiller das Lied am 2. Mai 1803 an Becker sandte für dessen nächstjähriges Taschenbuch (s. Anm. S. 292 zur „Sehnsucht“), bezeichnete er es als ein unbedeutendes Produkt, mit dem er, wäre es auch auf Unkosten seines poetischen Gewissens, nur seinen guten Willen beweisen wolle. Einige Tage vorher war Cottas Anwesenheit in Weimar durch „Souper und Punsch auf dem Stadthause“ gefeiert worden, und hierfür scheint Schiller dieses gesellige Lied, eine Erweiterung von V. 11—20 des folgenden, gedichtet zu haben.

An die Freunde (S. 44). Vgl. die Anmerkung S. 291 zu den „Weltaltern“. Wie im Lied „An die Freude“ und dem „Siegesfest“ waren die vier letzten Verse jeder Strophe als Chorus gedacht. Die Einreihung des Gedichts an dieser Stelle wurde wohl durch die eben erwähnte Verwandtschaft mit dem vorigen veranlaßt; auch leitet es durch seine ernste Stimmung über zu dem großen Schlußgedicht des ersten Buches.

Das Lied von der Glocke (S. 45). Wenn Karoline v. Wolzogen in ihrer Biographie Schillers erzählt, der Dichter habe schon bei seinem ersten längeren Aufenthalt in Rudolstadt — Frühling 1788 — in einer Glockengießerei Studien für dieses Lied gemacht, so verdient ihr Bericht allen Glauben, von einem unwesentlichen Erinnerungsfehler abgesehen. Denn gelegentlich eines nicht gar viel späteren Aufenthaltes in Rudolstadt, am 10. April 1791 war es, daß Schiller an Körner schrieb: „Zu einem lyrischen Gedicht habe ich einen sehr begeisternden Stoff ausgefunden, den ich mir für meine schönsten Stunden zurücklege.“ Daß hier die erste Idee des Liedes von der Glocke angedeutet wird, kann im Hinblick auf die Erzählung der Schwägerin kaum bezweifelt werden. Aber die große Pause in Schillers lyrischer Produktion — seit Anfang 1789 — sollte noch weitere Jahre dauern, und erst im Sommer 1797 nahm er den inzwischen nirgends anklingenden Plan wieder auf. Im Märzheft der „Horen“ 1797 war derjenige Teil von Goethes Cellini-Übersetzung erschienen, der den Guß der Perseusstatue so lebhaft anschaulich beschreibt. Schiller las das Manuskript dieses Abschnitts mit besonderem Vergnügen (an Goethe 7. Febr. 1797), und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß sich hierdurch sein Plan wieder belebte. Aber nicht nur durch das Motiv des Erzgusses ist das Lied des bürgerlichen Lebens mit der etwa gleichzeitigen Produktion des Freundes verwandt: gerade eben, im Juni 1797, hatte dieser das bürgerliche Epos „Hermann und Dorothea“ beendigt. In seinem Brief an Goethe vom 7. Juli spricht Schiller von dem „Glockengießerliede“ als von einem dem Adressaten bekannten Stoff, dessen Ausführung ihm aber mehrere Wochen kosten werde, da er

so vielerlei Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten sei. Die einst in Rudolstadt gewonnene Anschauung frischte er auf durch Studium des bezüglichen Artikels in Krünitz' „Ökonomischer Encyklopädie", aber bei schlechter Gesundheit konnte er nur die dringendste Arbeit leisten, und endlich entschloß er sich, den großen Stoff noch ein Jahr lang still in sich reifen zu lassen. Goethe stimmte ihm bei (14. Okt. 1797): „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist." Aus einem Jahre wurden zwei. Im Anfang des September 1799 weilte Schiller wieder in Rudolstadt, und am Ende des Monats erhielt die Druckerei mit dem Rest des Manuskriptes für den Musenalmanach auf 1800 auch den Schluß der „Glocke".

Wie sich Schiller in der Darstellung der technischen Vorgänge an Krünitz hielt, so fand er bei ihm auch das Motto (= „Ich rufe die Lebendigen. Ich beklage die Toten. Ich breche die Blitze"), als Umschrift einer Schaffhausener Glocke aus dem Jahre 1486. Im übrigen sind Idee und Ausführung des Ganzen so völlig Schillers Eigentum, daß gelehrter Spürsinn kaum eine „Parallele" aufzufinden vermocht hat. Am ehesten könnte man auf die erwähnte Schilderung in Goethes „Cellini" hinweisen, in der es (Jubiläums-Ausgabe Bd. 32, S. 150 f.) heißt: „Da ich nun sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art, sie mit Erde zu umgeben ... von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, so wendete ich mich ... zu meinem Ofen ... Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben. Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein" u. s. w. Aber auch diese Anklänge verstehen sich bei Darstellung gleicher Vorgänge von selbst.

Weder die durchsichtige Komposition bedarf einer Erklärung, noch enthält das große Gedicht Einzelheiten, durch deren Deutung der Herausgeber die nachschaffende Phantasie und den Genuß des Lesers zu stören berechtigt oder verpflichtet wäre.

Wie „Der Spaziergang" (S. 132) und „Das Eleusische

Fest" (S. 169) den Werdegang menschlicher Kultur in großen, kühnen Zügen spiegeln, so läßt „Das Lied von der Glocke" eine geschlossene Reihe von Bildern an uns vorüberziehen, welche die typischen Momente des individuellen Daseins in der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft zur Erscheinung bringen. Diese Bilder sind nicht gebunden an Ort und Zeit, ihre innere Wahrheit ist unabhängig auch davon, ob von Kirchtürmen Glocken läuteten oder läuten werden. So ist es im höheren Sinne auch nur ein historischer Zufall, daß — wiederum wie in „Hermann und Dorothea" — das grelle Licht gerade der französischen Revolution seine Schatten in das friedliche Bürgerleben wirft; denn nicht diese wird geschildert, sondern das Typische aller staatlichen und gesellschaftlichen Katastrophen. Nur darin zeigt sich auch dieses Gedicht als ein Erzeugnis seiner engeren Zeit, daß die Reihe der inneren Bilder mit dem der Auflösung und Zerstörung schließt; an den glücklichen Ausgang der äußeren Handlung des Glockengusses allein knüpft die Hoffnung an, daß aus den zerbrochenen Formen neuer Segen entstehen werde.

Zweites Buch (S. 59—118).

Bei der Anordnung der für die Prachtausgabe bestimmten erzählenden Gedichte stellte Schiller die fünf Balladen aus der antiken Welt voran. Die folgenden enthalten mittelalterliche Stoffe, mit Ausnahme des zehnten und elften; aber auch diese stehen nicht unvermittelt oder zufällig an ihren Stellen: das Motiv der Jagd verbindet die vier letzten, unter welchen wieder der „Graf von Habsburg" mit dem „Gang nach dem Eisenhammer" durch das Motiv des katholischen Kultus verknüpft ist, während die Bekämpfung der Tierwelt durch den Menschen im „Alpenjäger" als allgemeines ethisches Problem und im „Kampf mit dem Drachen" innerhalb eines besonderen sittlichen Konfliktes behandelt wird.

Sollte man ohne Kenntnis der wirklichen Entstehungsdaten auf Grund stilistischer und sprachlicher Beobachtungen diese zwölf Balladen chronologisch ordnen, so würde man unbedenklich den „Gang nach dem Eisenhammer" mit seiner

breiten Darstellung, seiner hier und da recht prosaischen Sprache voran, und ans Ende diejenigen stellen, deren energische Komposition und deren von allen Schlacken der Prosa gereinigte Sprache den Meister zeigen. In Wahrheit aber ergeben sich aus den Briefen und Schillers Kalender folgende Daten für die Beendigung der meist innerhalb weniger Tage gedichteten Balladen:

Der Taucher: 14. Juni 1797.
Der Handschuh: 18. Juni 1797.
Der Ring des Polykrates: 24. Juni 1797.
Ritter Toggenburg: 31. Juli 1797.
Die Kraniche des Ibykus: 16. Aug. 1797.
Der Gang nach dem Eisenhammer: 25. Sept. 1797.
Der Kampf mit dem Drachen: 26. Aug. 1798.
Die Bürgschaft: 30. Aug. 1798.
Hero und Leander: 17. Juni 1801.
Kassandra: 9. Juli 1802.
Der Graf von Habsburg: 25. April 1803.
Der Alpenjäger: 5. Juli 1804.

Die Hälfte also gehört dem Jahre 1797 an, in welchem Goethe und Schiller für den nächsten Musenalmanach in Balladen wetteiferten. Mehr als sonst näherte sich hierbei die Produktionsweise Goethes derjenigen des Freundes: beide suchten nach Stoffen, um in deren Bearbeitung die theoretisch erkannten Forderungen einer bestimmten Gattung der Poesie praktisch zu erfüllen. Vgl. Einleitung S. XIV.

Der Ring des Polykrates (S. 59). In Christian Garves „Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben", die Schiller am 20. Mai 1796 vom Verfasser erhielt, wird das „Märchen" vom Ring des Polykrates als Beispiel für die antike Anschauung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück seien, dem Herodot (III, 39 ff.) nacherzählt. Einige Details zeigen, daß der Dichter auf Herodot selbst zurückgriff, andere lassen uns die Kunst erkennen, mit der er das Überlieferte umschuf. In wirksamer Steigerung der einzelnen Momente ist eine ausgedehnte Handlung auf zwei Tage zusammengedrängt, und das Zwiegespräch an Stelle von Briefen

und Botschaften getreten. Bei Herodot zieht sich Amasis zurück, damit er nicht bei dem befürchteten Unglück des Polykrates als ein durch Gastfreundschaft Verbundener Schmerz empfinden müsse; Schiller führt dagegen das klarere egoistische Motiv der Furcht vor gemeinsamem Untergange ein. Herodot schließt seinen Bericht a. a. O. ebenfalls mit der Aufkündigung der Freundschaft, ergänzt ihn aber später (III, 126 ff.) durch die Erzählung, daß Polykrates durch die List und Grausamkeit eines persischen Satrapen ein schreckliches Ende fand; wogegen Schillers Schluß zu Goethes besonderem Beifall „die Erfüllung in suspenso läßt".

Die Kraniche des Ibykus (S. 62). Bei Sendung der vorigen Ballade an Goethe, 26. Juni 1797, nannte Schiller sie „ein Gegenstück zu Ihren Kranichen". Denn Goethe hatte die dichterische Behandlung dieses Stoffes zunächst seinerseits in Aussicht genommen, freilich noch ohne nähere Kenntnis; erst am 16. Juli schrieb er an den Weimarischen Gymnasialdirektor Böttiger: „Die Griechen haben ein Sprichwort ‚Die Kraniche des Ybicus', dessen Bedeutung Ew. Wohlgeb. bekannt sein wird; nun soll aus diesem Stoff eine Ballade gebildet werden, und wir wünschten zu diesem Behufe einige Nachricht, wo sich die Geschichte begeben und ob von dem Manne selbst etwas Näheres als sein letztes Schicksal bekannt wäre." Die Antwort des nicht gern gesehenen, aber um seiner Kenntnisse willen gern befragten Gelehrten (vgl. „An *" S. 264) muß eine sehr vollständige gewesen sein, wie die Verwertung der von der antiken Überlieferung dargebotenen Motive in der Ballade zeigt. Schiller übernahm die Ausführung, unterzog aber das am 17. August an Goethe gesandte Gedicht einer eingreifenden Bearbeitung auf Grund der Bemerkungen, mit denen der Freund die Zusendung am 22. August beantwortete.

Daß Goethe den Stoff „gerne und förmlich" (Annalen 1804) abtrat, hatte seinen Grund wohl darin, daß ihm Schillers auf „Darstellung von Ideen" gerichtete Dichternatur hierzu besser geeignet schien als die eigene, realistische. Als Körner am „Ibykus" wie am „Polykrates" „eine gewisse Trockenheit" aussetzte, antwortete Schiller (2. Okt.), diese sei

„von dem Gegenstand wohl kaum zu trennen, weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind und sich als Individuen derselben subordinieren. Es fragte sich also bloß, ob es erlaubt ist, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen, denn ein größeres Leben möchten sie schwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Übersinnlichen nicht verlieren soll." Nachdem Körner die beiden Balladen öffentlich besprochen hatte, verteidigte Goethe diese Art der Ideendarstellung, die man nicht verwechseln dürfe mit der Symbolisierung abstrakter Ideen. Schiller aber hielt Körners Ausstellungen nicht für ungegründet, wie er ihm am 27. April 1798 schrieb; hier wie in anderen Fällen (vgl. die Anm. S. 300 zu „Nadowessiers Totenlied") ließ er sich leider durch die wohlgemeinten und oft feinsinnigen, oft aber recht künstlich-geistreichen Einreden seiner Freunde in seiner Produktion stören. — In der Darstellung und dem Gesange des Chors lehnte sich Schiller an W. v. Humboldts Übersetzung der „Eumeniden" des Aeschylus an, deren Kenntnis schon die Verse 229 ff. der „Künstler" verraten.

Die Bürgschaft (S. 68). Während Goethe glaubwürdig versichert, daß er einen Stoff wie den zur Ballade „Der Gott und die Bajadere" jahrzehntelang „lebendig und wirksam im Innern erhielt", bis er ihn gestaltete, vergingen bei Schiller wenige Tage zwischen der ersten Idee zur „Bürgschaft" und der Beendigung des Gedichts (27. oder 28. bis 30. Aug. 1798). In den Fabeln des Hyginus — aus der Zeit des Augustus —, die er schon am 16. Dez. 1797 durch Goethe erhalten hatte, fand er den Stoff allerdings so erzählt, daß er nur weniges umzugestalten und hinzu zu erfinden brauchte. Das zum Treubruch reizende Versprechen V. 21, die (bei Hygin durch den König direkt ausgesprochene) Aufforderung des Freundes durch den Freund, der räuberische Überfall und der hemmende Durst als weitere Hindernisse des Eilenden, sowie die Begegnungen V. 95 ff., 103 ff. — im Zusammenhange mit dem Versprechen V. 21 — sind außer der poetischen Gestaltung der überlieferten Motive Schillers Eigentum; fast übersetzt ist V. 125 f. aus Sustine, carnifex! adsum, quem spopondit. — Bei anderen antiken

Autoren, deren Erzählung derselben Begebenheit Schiller erst später zum Teil kennen lernte, heißen die Freunde nicht Möros und Selinuntius wie bei Hygin, sondern Damon und Phinthias, bei zweien Damon und Pythias. Diese Namen, wohllautender als jene, wollte Schiller in der Prachtausgabe einführen, und zwar auch als Überschrift des Gedichtes. Letzterer Änderung ist in vorliegender Ausgabe nicht nachgegeben, da der Versuch, die fest eingebürgerte Überschrift zu verdrängen, jetzt sicherlich vergeblich bleiben würde; Schiller wurde wohl dadurch, daß die vier anderen antiken Balladen nach den Namen der Hauptpersonen betitelt sind, zu dieser Umnennung veranlaßt.

Kassandra (S. 73). Die im wesentlichen (V. 25—120) monologische Ballade führt uns in die Welt des „Siegesfestes" (S. 8) zurück, das zwar später ausgearbeitet wurde, seiner Idee nach aber älter ist, wenn wir die in der Anm. S. 290 zitierte Äußerung Schillers vom 24. Mai 1803 wörtlich nehmen dürfen. Am 11. Febr. 1802 schrieb Schiller an Goethe, das „in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangene kleine Gedicht ‚Kassandra'" habe infolge seiner Behinderung durch Geschäfte nicht viel Fortschritte gemacht; erst am 9. Juli 1802 konnte er es für den Damenkalender an Cotta senden.

Kassandra, des Priamus Tochter, die erst in der nachhomerischen Sage zur vergeblich warnenden Seherin wurde, erscheint in der letzten Strophe des „Siegesfestes" bereits unter den gefangenen Troerinnen; sie war dem Agamemnon zugefallen und teilte mit ihm den Tod durch Mörderhand, dessen Ahnung V. 113 ff. der Ballade aussprechen. Die in dieser vorgestellte Situation geht derjenigen des „Siegesfestes" voraus: eben soll, im nahen Tempel des Apoll zu Thymbra, Kassandras Schwester Polyxena — nachhomerischer Tradition gemäß — dem Achill vermählt werden, als diesen der tödliche Pfeil des Paris trifft. Auch das sieht Kassandra voraus; jedoch sie lüftet den Schleier des Verhängnisses nicht, denn Apollo hat ihr zwar die Sehergabe verliehen, sie aber mit dem Fluch gestraft, daß sie keinen Glauben finde bei den „ewig Blinden". So macht Schiller sie zur Trägerin der Idee,

daß die Erkenntnis der Wahrheit die Quelle des tiefsten Leides ist. Vgl. „Die Götter Griechenlands“ (Anm. S. 328 f.).

Hero und Leander (S. 77). Wiederum ein Stoff, dessen Ausführung zunächst Goethe übernommen hatte (Schiller an Körner 23. Mai 1796), der dann aber liegen blieb, bis endlich, im Juni 1801, Schiller sich seiner annahm. Schon Virgil setzte bei seinen Lesern die Bekanntschaft mit Leanders Liebestod voraus, so daß er ohne Namennennung darauf anspielte (Georg. III, 260), die dem Ovid zugeschriebenen Heroiden enthalten einen Briefwechsel zwischen Hero und Leander, und mehrere Jahrhunderte nach diesen Dichtern machte Musaios ein kleines Epos daraus. Mit Recht führt Viehoff die häufige Behandlung des Stoffes in der Literatur fast aller europäischen Völker darauf zurück, daß dieser Liebesroman dem mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschmack besonders entgegenkam. Auch hier hat Schiller sich eng an die Überlieferung gehalten, mit Verzicht aber auf die breite Exposition des Musaios, der sich Grillparzer in seinem Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ anschloß. Ebenso vermied es Schiller, durch den aus der Priesterschaft Heros folgenden Konflikt den engen Rahmen des Gedichts zu überfüllen, und es scheint fast, daß V. 247 f. nur bildlich zu verstehen sind: denn im übrigen sehen wir Hero auf dem Felsenschlosse, und auch das Gelübde V. 204 f. charakterisiert sie nicht als Priesterin. Bei Grillparzer dagegen folgt aus Heros Priesterschaft der Untergang der beiden Liebenden: der strenge Oheim, nicht der Sturm löscht die Lampe. Im Volkslied von den „zwei Königskindern“ trat an Stelle der feindlichen Natur „ein Mägdlein, ein falsches und böses Kind“.

Der Taucher (S. 85). Die letzte der antiken Balladen und die erste der mittelalterlichen sind durch ein Gemeinsames verbunden: in beiden versucht der liebende Mensch die Götter und geht zu Grunde im Kampf gegen die (in beiden Fällen durch das Meer vertretene) höhere Gewalt der Natur. — Der „Taucher“ ist eines der größten Zeugnisse für die außerordentliche Fähigkeit Schillers, ein nie Gesehenes innerlich zu schauen und durch die unvergleichliche Kunst und Macht seiner Sprache so lebendig zu schildern,

daß wir es mit den Augen des Leibes zu erblicken glauben. Als Goethe am Schaffhausener Rheinfall die Darstellung des Gedichts bestätigt gesehen, bekannte Schiller (6. Okt. 1797): „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Auch hier war es, nach Ausweis des Briefwechsels, Goethe gewesen, der, bei einem längeren Aufenthalt in Jena im Mai und Juni 1797, Schiller mündlich mit dem Stoff bekannt gemacht hatte; erst nach Beendigung des Gedichtes erfuhr dieser durch Herder, daß er „im ‚Taucher‘ bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe“. Goethe belehrte ihn dann, daß dieser N. Pesce vielmehr der Held des in der Ballade behandelten Märchens gewesen. Unter den lateinischen Erzählungen des 14.—17. Jahrhunderts, in denen die erstaunlichen Schwimm- und Tauchleistungen des Sizilianers Cola, Cola Piscis, Pescecola oder Nicolaus Piscis geschildert werden, steht diejenige des Jesuitenpaters Kircher (Mundus subterraneus 1678) der Ballade am nächsten. In allen aber fehlt das Motiv, durch das Schiller die Handlung steigerte und ethisch erhöhte: an Stelle eines von der Goldgier in den Tod gejagten Artisten trat ein edler Jüngling, den Liebe treibt, ein ungeheures Wagnis zu wiederholen, das dem ritterlichen Ehrgeiz gelungen war.

Ritter Toggenburg (S. 91). Fünf von den sechs Balladen des Sommers 1797 dichtete Schiller in engem Anschluß an überlieferte Erzählungen; für die sechste ist eine solche enge Anlehnung weder bisher nachgewiesen worden noch liegt ein Grund zu der Annahme vor, daß Schiller auch für den „Ritter Toggenburg“ alle Hauptmotive aus einer uns nur noch nicht bekannten Quelle geschöpft habe. Nach verbreiteter Sage verstieß ein Graf Friedrich von Tockenburg seine Gemahlin Idda oder Itha in falschem Argwohn, und sie beschloß ihr Leben als Einsiedlerin; der Graf aber legte sich nach Erkenntnis seines Irrtums die Buße auf, sein stolzes Schloß zu verlassen und in der Nähe der Mißhandelten

gleichfalls als Einsiedler zu enden. Die zur Umformung dieser Motive erforderliche Phantasie hätte man Schiller doch billigerweise nicht absprechen sollen. In der „Darstellung von Ideen" sah er eben damals sein dichterisches Programm, bußfertige Reue aber lag außerhalb seiner Ideale; so benutzte er aus der Legende nur das, was ihm dienen konnte, um die Idee der unüberwindlichen, durch die Unmöglichkeit der Erfüllung nur vertieften, verklärten Liebe darzustellen. — Albert Köster (Anzeiger für deutsches Altertum und Literatur XXIII, 299 f.) hat wahrscheinlich gemacht, daß Schiller den Stoff schon 1788 aus einem Roman der Benedikte Naubert (1756—1819) kennen lernte.

Der Handschuh (S. 93). Bei der ersten Erwähnung dieser Ballade (an Goethe, 18. Juni 1797) nannte Schiller sie „ein kleines Nachstück zum ‚Taucher'"; noch wirksamer erscheint sie an dieser letztwillig vom Dichter ihr zugewiesenen Stelle als ein Gegenstück zum „Ritter Toggenburg". Schiller fand die (mehrfach ähnlich überlieferte) Erzählung in des Monsieur de Saintfoix Essais historiques sur Paris (1766), in denen es heißt: „Un jour que François I. s'amusoit à regarder un combat de ses lions, une Dame ayant laissé tomber son gant dit à De Lorges: si vous voulez que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant. De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la Dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu'elle lui faisoit, ne voulut jamais la voir." In seiner meisterlichen Gestaltung dieser Anekdote folgte Schiller also auch hinsichtlich des groben Schlußeffektes seiner Quelle; im ersten Druck jedoch (Musenalmanach auf 1798) änderte er V. 65, da Charlotte v. Stein Anstoß daran genommen, in:

„Und der Ritter sich tief verbeugend spricht".

Später stellte er aber die erste Fassung wieder her, die er nur aus Höflichkeit geopfert hatte; vgl. an Böttiger 18. Okt. 1797. — Erst für die Prachtausgabe strich Schiller den Zusatz „Erzählung" unter der Überschrift; ebenso war in den vorhergehenden Sammlungen die Mehrzahl der zwischen lyrische Gedichte eingestreuten erzählenden teils als „Ballade",

teils als „Romanze“ bezeichnet gewesen: die Verbindung der zwölf gattungsverwandten Gedichte zu einem besonderen „Buch“ machte diese Zusätze entbehrlich.

Der Graf von Habsburg (S. 96). Bei seinen Studien zum „Tell“ fand Schiller in Tschudis Chronicon Helveticum (1734) die Erzählung, die er dem priesterlichen Sänger in den Mund legte. Zum Teil schloß er sich in dieser fast wörtlich an Tschudi an (so in V. 68—70, 91—100), aber die ganze den Gesang umrahmende Situation ist sein frei erfundenes Eigentum. Tschudi bot hierfür nur den Hauch einer Anregung durch folgenden Schlußsatz: „Darnach ist derselb Priester des Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Meentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dises Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im gantzen Rich rumwürdig und bekant ward, daß Er harnach ze Römischen Künig erwelt ward.“ Diese historisch falsche Darstellung beseitigte Schiller, ohne im übrigen der Kritik gelehrter Pedanten ängstlich vorzubeugen; immerhin aber hielt er es für nötig, dem Gedicht eine Anmerkung beizugeben, in der es, nach Referat des oben zitierten Schlußsatzes der Chronik, in Bezug auf V. 6 heißt: „Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.“

Der Gang nach dem Eisenhammer (S. 99). Als Schiller den 22. Sept. 1797 an Goethe nach Zürich schrieb, ein Zufall habe ihm kurz vor Redaktionsschluß des Almanachs „noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade“ zugeführt, gab er den Umfang auf nur 24 Strophen an; es kamen also noch 6 hinzu, wohl nicht zum Vorteil des Gedichtes, das eher eine Zusammenziehung vertragen hätte. Der „Zufall“ war der, daß Charlotte v. Stein am 9. Sept. 1797 der Gattin Schillers „die verlangten Contemporaines“ sandte, eine französische Novellensammlung von Rétif de la Bretonne (1780), in der die von Schiller benutzte Erzählung, nach Viehoffs Bemerkung eine Variation einer altindischen Fabel, steht. Außer der Lokalisierung in Savern (Zabern) und der Namengebung, wofür das rein äußerliche Reimbedürfnis maß-

gebend gewesen zu sein scheint, sind fast alle Motive der Quelle entnommen, und es lohnt kaum, darauf hinzuweisen, daß in dieser die Gräfin durch eigenes Unwohlsein verhindert ist, die Messe zu hören, während bei Schiller V. 132 die Krankheit des Sohnes dafür eintritt. Auch die poetische Dürftigkeit einzelner Verse findet in der prosaischen Quelle ihre Erklärung, ihre Entschuldigung in der Hast der Fertigstellung für den schon unter der Presse befindlichen Almanach.

Der Alpenjäger (S. 107). Die Romanze gehört zu den Schnitzeln, die wie das „Berglied" (S. 35) und der „Graf von Habsburg" (S. 96) von der Hobelbank fielen, auf der Schiller den „Tell" arbeitete. Kurz nach der ersten Aufführung des Schauspiels in Berlin, am 16. Juli 1804 sandte Schiller dorthin an den Komponisten Zelter „noch etwas [aus] der schweizerischen Welt", und wenige Tage zuvor war „Der Alpenjäger" an Becker abgegangen für dessen „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen". Auch hier hat Schiller nicht frei erfunden, sondern einen überlieferten Stoff als Künstler gestaltet. In den „Briefen über ein schweizerisches Hirtenland" von K. V. v. Bonstetten, gedruckt zuerst 1781, um deren Zusendung Schiller am 9. Aug. 1803 Cotta ersuchte, heißt es: „Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemse jagen. Bald aber ging er irre in Eistäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: ‚Die Gemse, die du jagst, sind meine Herde; was verfolgst du sie?' Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Haus und weidete sein Vieh."

Der Kampf mit dem Drachen (S. 109). Auch dieses Gedicht ist insofern ein Nebenprodukt dramatischer Arbeit, als Schiller den Stoff in Vertots Histoire des chevaliers de l'ordre de Malte fand, einem Werk, das er schon für den „Carlos" benutzte und das ihn auf den Plan der fragmentarisch gebliebenen „Malteser" (s. Bd. 8) brachte; auch schrieb er eine Vorrede zu Niethammers freier Bearbeitung des Vertot 1793 (s. Bd. 13). Unmittelbar angeregt wurde Schiller zu dieser im Aug. 1798 gedichteten Ballade jedoch wohl durch den „Neupolierten Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel" (1670)

des Erasmus Francisci: Goethe benutzte dies „abgeschmackte Buch" für die Walpurgisnacht im „Faust" und empfahl es am 13. Jan. 1798 an Schiller als „manchen für uns brauchbaren Stoff" enthaltend. Nach Hermann Ulbrichs Bemerkung findet sich auch hier eine von Vertot wenig verschiedene Erzählung derselben Begebenheit mit einigen besonderen Details, die Schiller verwertete; ebenso enthält das in der Anm. S. 310 erwähnte Werk Kirchers eine Darstellung dieses Drachenkampfes, der etwa um das Jahr 1345 stattgefunden haben soll. Aber nicht nur den Kampf, auch den Zorn des Großmeisters über den Ungehorsam des von der Menge gefeierten Ritters und dessen strenge Bestrafung fand Schiller vor. Doch konzentrierte er die gedehnte Handlung in eine dramatisch bewegte Szene, in welcher der Ritter selbst den Kampf schildert; und wie er die ganze Darstellung poetisch reich belebte, so vertiefte er insbesondere den Schluß: demütige Selbstüberwindung des Ritters als die stärkste sittliche Tat veranlaßt seine Begnadigung, während in der Überlieferung der Großmeister sich durch Fürsprache anderer zur Milde umstimmen läßt, nachdem der strengen Ordenszucht Genüge getan worden.

Drittes Buch (S. 119—154).

Die Sänger der Vorwelt (S. 119). Das ganz in dem antiken Versmaß der Distichen gehaltene Buch findet eine glückliche Einleitung durch diese Elegie, in der „Die Dichter der alten und neuen Welt" — so war sie ursprünglich überschrieben — einander gegenübergestellt werden. Ohne es unmittelbar auszusprechen, fordert sie den Leser auf, sich für den Genuß dieser Gedichte auf die Höhe des antiken Lesers zu erheben. — Für die Sammlung von 1800, nochmals sodann für deren zweite Auflage (1804) wurde dieses in den „Horen" 1795 zuerst gedruckte Gedicht sorgfältig durchgefeilt, und dasselbe gilt auch von den folgenden Elegien, mehr als von den meisten gereimten Gedichten Schillers. Das hat seinen besonderen Grund. Gelehrter Mißverstand, in erster Linie von Johann Heinrich Voß im Gegensatz zu Klopstock vertreten, wollte den deutschen Dichtern die An-

wendung antiker Versmaße nur bei strengstem Gehorsam gegen die prosodischen Gesetze der antiken Poeten gestatten: wenn für diese, ohne Rücksicht auf die Betonung in ungebundener Rede, der Gebrauch des Wortes im Vers nur von der Länge und Kürze der Silben abhängig war, so sollte der deutsche Dichter das deutsche Wort im antikisierenden Verse zwar nicht anders betonen als in der Prosa, aber wie die Alten sollte er sich in der Hebung keine leichte, in der Senkung keine schwere Silbe erlauben und überhaupt sich den auf die deutsche Sprache zum Teil ganz unanwendbaren Regeln der antiken Metrik unterwerfen. W. v. Humboldt und andere Freunde gewannen durch ihre pedantische Kritik in dieser Richtung auf Schiller wie auf Goethe einen starken Einfluß, und ganz besonders bei Schiller gehen in den Elegien und Epigrammen die später vorgenommenen Änderungen zum guten Teil auf das Bestreben zurück, prosodische Anstöße zu beseitigen, was sich nicht immer durch Umstellung oder Ersatz einzelner Worte oder durch Umbau nur eines Verses erreichen ließ, sondern oft eine weitergreifende Umgestaltung nötig machte. Vergleicht man die so veranlaßten neuen Fassungen mit den älteren — was hier nicht geschehen kann — so zeigt sich, daß die Umprägung der Gedanken und Bilder zwar vielfach poetischen Gewinn gebracht, nicht selten aber den ursprünglichen Fluß und die Frische geschädigt hat.

Der Tanz (S. 120). Zu diesem im Spätsommer 1795 entstandenen Gedichte schuf Goethe in der „Eisbahn" (dem „Winter" der „Vier Jahreszeiten") ein Gegenstück, ohne jedoch zu erreichen, was er als eine Besonderheit der dichterischen Natur Schillers erkannte: das vollkommene Gleichgewicht in der Mischung von Anschauen und Abstraktion. (An Schiller, 6. Okt. 1795.) Fast gleichzeitig bemerkte Goethe in einem Vortrag über die verschiedenen Zweige der weimarischen Tätigkeit (Jubiläums-Ausg. Bd. 25, S. 242), daß die Kunst des Tanzes zu einem bloßen Naturvergnügen auszuarten drohe, indem der Tanz „wohl immer als eine angenehme, selten aber als eine schöne und anständige Bewegung" erscheine.

Das Glück (S. 121). Boxbergers Vermutung, das „Glück" und die „Nänie" (S. 154) seien Bruchstücke einer „Theodicee", die Schiller 1793 geplant hatte (vgl. an Körner, 28. Febr.), verdient keinen Beifall. Schiller hat das „Glück" erst im Almanach auf 1799, die „Nänie" erst in der Sammlung von 1800 veröffentlicht, und Distichen hat er, von einigen Jugendversuchen abgesehn, vor 1795 nicht verfaßt; vgl. an W. Schlegel, 9. Jan. 1796. Vor allem aber sind beide Gedichte in sich vollkommen abgeschlossen, so daß nicht einzusehen ist, warum sie Teile eines Fragmentes sein sollen.

Der Genius (S. 124). Der Titel „Natur und Schule", unter dem das Gedicht in den „Horen" 1795 (Sept.) zuerst erschien, weist auf den inneren Ausgangspunkt desselben: der erste Teil der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" war im Werden und ließ Schiller den Gegensatz durchdenken zwischen der einfältigen Natur und der Kultur. Vgl. Einleitung S. XIII. Schiller selbst fand das Gedicht (an W. Schlegel, 29. Okt. 1795) bezeichnend für seinen „Übergang von der Spekulation zur Poesie" und hoffte, wenn er nur Zeit und Stimmung fände, „nicht immer so ängstlich mehr am Ufer der Philosophie hinsteuern zu müssen, sondern etwas weiter ins freie Meer der Erfindung zu segeln". Die spätere Überschrift „Der Genius" bezeichnet dasselbe, was V. 37 f. „der schützende Engel" und „des frommen Instinkts liebende Warnung" genannt wird. Auch in der oben zitierten Abhandlung (s. Bd. 12) heißt es: „Unbekannt mit den Regeln . . . bloß von der Natur und seinem Instinkt, seinem schützenden Engel geleitet, geht das Genie ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks."

Pompeji und Herkulanum (S. 126). Schon 1592 war man bei der Anlage einer Wasserleitung auf Mauern von Pompeji, und 1719 beim Graben eines Brunnens auf antike Skulpturen in dem ursprünglich griechischen Herakleia (Herculaneum) gestoßen; aber erst 1748 begannen systematische Ausgrabungen der i. J. 79 n. Chr. durch einen gewaltigen Vesuvausbruch zerstörten Städte, und erst 1796 nahm man die mehrfach unterbrochenen Arbeiten in größerem Umfange

wieder auf. Eine Nachricht hiervon hat wohl Schillers Phantasie angeregt. Am 8. August 1796 bat er Goethe um eine Schrift „über die Herkulanischen Entdeckungen", und dieser sandte ihm Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten von Italien", die ihn einst durch das Land seiner Sehnsucht begleitet hatten. Auffallenderweise aber machte Schiller den Freund trotz dessen besonderer Anfrage mit dem Zweck dieser Studien nicht bekannt, verzichtete also darauf, seine innere Vorstellung von jenen Ausgrabungen aus Goethes Anschauung zu bereichern und zu berichtigen. In der Tat, in seinen der „Italienischen Reise" einverleibten Briefen schilderte Goethe die beiden verschiedenen Städtebilder, die Schiller in eines zusammenzog, recht anders, als sie sich in der reinen Phantasie des Dichters aus den Details der gelesenen Berichte zusammensetzten: gegenüber der „räumigen Weite", die das Gedicht rühmt, war Goethe gerade über die Enge und Kleinheit Pompejis erstaunt gewesen, selbst die öffentlichen Gebäude waren ihm wie Modelle und Puppenschränke erschienen, und den Gesamteindruck der „mumifizierten Stadt" nannte er „wunderlich, halb unangenehm". Wahrscheinlich kannte Schiller die realistischen Erinnerungsbilder des Freundes und wollte sich durch deren Wiederholung die Vorstellungen, die er zu rein poetischen Zwecken in sich wachgerufen, nicht zerstören lassen.

Shakespeares Schatten (S. 129). In den ersten Stadien der Xeniendichtung (s. Einl. S. XIII f.) beschlossen die verbündeten Kämpfer, dereinst solle jeder von ihnen ohne jegliche Scheidung des Sondereigentums die Gesamtheit dieser geharnischten Epigramme in seine Werke aufnehmen. Doch verzichteten beide später hierauf, und in der Erkenntnis, daß ein bleibender poetischer Wert doch nur einem Teil der Xenien zugesprochen werden könne, wählte jeder nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl derjenigen aus, für deren Verfasser er sich hielt, und zwar einzelne Distichen sowohl als besonders solche, die schon im Almanach zusammengehörige Gruppen gebildet hatten. So haben in Schillers Sammlungen „Die Philosophen" (S. 266), „Jeremiade" (S. 270), „Die Flüsse" (S. 271) und das vorliegende Gedicht

Aufnahme gefunden außer denjenigen einzelnen Epigrammen, die er den „Votivtafeln“ (S. 151 f., Nr. 50, 63, 64) zugesellte oder vereinzelt ließ (S. 268—270). — Die 23 Distichen, aus denen „Shakespeares Schatten“ besteht, bildeten im Xenienalmanach nur einen Teil einer Wanderung durch die Unterwelt, die zur Begegnung und zu satirischen Gesprächen mit verschiedenen Schatten und Schattengruppen Gelegenheit bot. In den „Gedichten“ (bis zur Prachtausgabe) setzte Schiller zur Überschrift die Bezeichnung „Parodie“, da die einleitenden Distichen an die Hadeswanderung des Odysseus beim Homer parodierend anknüpfen (Odyssee XI, 601 ff. und 473 ff.). Wie unter Herakles der Riese unter den Dramatikern, Shakespeare, so ist unter Tiresias Lessing zu verstehen, der in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ vergeblich versucht hatte, die deutsche Schauspieldichtung auf die Wege der Natur, der Alten und Shakespeares zu leiten. In den Anspielungen V. 29 ff. wollte Schiller ursprünglich nur die modischen Theaterdichter Schröder und Kotzebue treffen, Iffland dagegen „nicht weh tun“ (an Goethe, 31. Juli 1796), bis er sich durch den Hieb auf sein eigenes Jugendwerk (V. 33) die Freiheit schaffte, auch jenem einige Stiche zu versetzen.

Die Geschlechter (S. 131). Während die „Würde der Frauen“ (S. 25) Mann und Weib im allgemeinen kontrastiert, stellt diese etwa ein Jahr später, im Sommer 1796 entstandene Elegie Jüngling und Jungfrau einander entgegen bis zu ihrer Vereinigung durch die Liebe. Das Gedicht fand den besonderen Beifall Humboldts, der auch hier einen poetischen Nachhall seiner Abhandlungen (vgl. Anm. S. 296) vernahm. — V. 11 „ihr“ = der Männer. Andere beziehen es auf die Jungfrau, im Hinblick auf Diana; dann aber müßte die eben mit dem scheuen Reh Verglichene sofort als dessen kühne Verfolgerin gedacht werden.

Der Spaziergang (S. 132). „Ein Gedicht, welches mich seit einigen Wochen sehr angenehm beschäftigt,“ nannte Schiller in einem Brief an Cotta vom 18. Sept. 1795 diese „Elegie“, und als solche, ohne eine andere Überschrift als diesen Gattungsnamen, erschien die große kulturhistorische Phantasie im nächsten Stück der „Horen“. Unter allen seinen bis-

herigen Produktionen schien sie ihm die meiste poetische Bewegung zu haben, dabei aber doch nach strenger Zweckmäßigkeit fortzuschreiten (an Körner, 21. Sept.), und im Vergleich damit erschien ihm „Das Ideal und das Leben" (S. 191), das eben zuvor entstanden war, „bloß ein Lehrgedicht" (an Humboldt, 30. Nov.). Zwar wurzelt auch der „Spaziergang" noch durchaus in philosophischen Ideen — vgl. die Anm. S. 316 zum „Genius" —, aber die durch die Phantasie vermittelte poetische Anschauung triumphiert bereits über die philosophische Konstruktion: die Forderung, aus den Verirrungen der Kultur zur Natur zurückzukehren, wird nicht als solche ausgesprochen, sondern sie erscheint im Spiegel eines Erlebnisses. Und auf einem Erlebnis, wenn auch nicht im äußerlich-rohen Sinne, scheint das Gedicht zu beruhen. Im Herbst 1793 reiste Schiller in seine schwäbische Heimat, und den Frühling 1794 verlebte er in Stuttgart. Daß er damals von hier auch nach Hohenheim gegangen, ist zwar nicht urkundlich nachzuweisen, aber selbstverständlich, zumal die Hohenheimer Anlagen erst nach seiner Flucht aus Schwaben entstanden und sehr berühmt geworden waren. Im Herbst 1794 erschien bei Cotta der „Taschenkalender auf das Jahr 1795, für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern". Diesen Gartenkalender rezensierte Schiller für die Allgemeine Literatur-Zeitung (11. Okt. 1794, s. Bd. 16), mit besonderem Eingehen auf die „Beschreibung des Gartens in Hohenheim", die Cottas Freund Rapp, der Schwager Danneckers, darin (S. 53—79) veröffentlichte. Nun „interpretierte" Rapp einen Plan in diesen Garten hinein, indem er ausführte: „Die Idee seines Stifters war, eine Kolonie abzubilden, die sich unter den Trümmern einer römischen Stadt niederließ. Dies muß man notwendig wissen, um es schicklich zu finden, daß so viel kleine und größere neue Häuser mit den Ruinen einer fremden und prächtigen Bauart durchwebt sind. Sobald uns aber diese Idee klar ist, wird es uns vergnügen, wenn wir hier das Haus des Vermöglichen, dort die Hütte des ärmern Kolonisten finden, und doch bei jedem noch das Stückchen Feld, das seinen Besitzer zu nähren

scheint. Wir nehmen lebhafteren Anteil an diesen Wohnplätzen, die wir benutzt glauben, und staunen zugleich die Überbleibsel schöner Tempel und fester Mauern an, die so dastehen, als hätten sie sich schon Jahrhunderte durch der Vergänglichkeit entzogen.“ Diese Idee griff Schiller auf, nebst vielen Details der umständlichen Beschreibung, und so heißt es am Schluß seiner Rezension, als einer prosaischen Vorstufe des zwischen den Bergen des Saaletals ausgeführten Gedichtes: „Mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.“

Votivtafeln (S. 141). Nach dem ursprünglichen Plan sollten die Xenien lediglich den Zwecken der Abwehr und des Angriffs, der Kritik und Satire dienen. Mehr und mehr aber verlangte die positive Natur beider Dichter ihr Recht: geistreiche Gedanken und Einfälle aller Art fanden epigrammatischen Ausdruck, „liebliche und gefällige“ Blumen wuchsen üppig auf zwischen den scharfen Dornen. Die Masse der in regem Wetteifer produzierten Distichen verlor hierdurch bald den Charakter der Einheit, und endlich schien nichts anderes übrig zu bleiben als der Verzicht auf eine Publikation, die nur äußerlich den Eindruck eines Ganzen gemacht haben würde. Schon hatten sich die Dichter zur Auflösung und Zerstückelung des bunten Vorrats entschlossen, als Goethe nochmals sein Bedauern darüber aussprach, daß ihr „schönes Karten- und Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut“ werden solle. Da fand Schiller (an Goethe, 1. Aug. 1796) „die natürlichste Auskunft von der Welt ... Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen,

kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Teile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganze, wie voriges Jahr die [Venezianischen] Epigramme, dem ersten Teile anschließen, so ist geholfen ... Und so wären also die Xenien (wenn Sie meinen Gedanken gut heißen, wie ich denke) zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." In Ausführung dieser von Goethe freudig gebilligten Idee formte nun Schiller außer einigen kleineren zerstreuten Gruppen zwei große: die Tabulae votivae und die Xenien, jene aus 103, diese aus 414 Distichen bestehend.

Welchen Gebrauch die beiden Dichter von diesem gemeinschaftlichen Eigentum in den späteren Ausgaben ihrer Gedichte machten, wurde bereits in der Anm. S. 317 zu „Shakespeares Schatten" im allgemeinen gesagt. Schon der Sammlung von 1800 reihte Schiller eine Gruppe von Epigrammen unter der Überschrift „Votivtafeln" ein, die er größtenteils den Tabulae votivae des Almanachs auf 1797 entnahm, aber mit anderen, älteren wie neueren Distichen mischte; die zweite Sammlung (1803) brachte dann eine Nachlese aus den Almanachen für 1796—98 und dem ersten Jahrgang der „Horen" (1795).

Alle 66 „Votivtafeln" der Prachtausgabe (= S. 141 bis 153 der vorliegenden) sind den eben charakterisierten Epigrammengruppen der Sammlungen von 1800 und 1803 entnommen, in einer neuen Anordnung, die bis Nr. 58 sorgfältigst abgewogen ist; die letzten acht würde Schiller wohl kaum in dieser Folge belassen haben, wenn ihm und uns der Abschluß der Prachtausgabe durch ihn selbst beschieden gewesen wäre.

Wo die einzelnen 66 Nummern zuerst veröffentlicht wurden — Schillers Brauch gemäß in der Regel bald nachdem sie entstanden — läßt folgende Aufstellung überblicken.

Es erschienen erstmalig in

1. den Horen 1795: Nr. 11, 25, 27, 29, 52, 60;

2. dem Almanach für 1796: Nr. 22, 28, 30, 36, 37, 45, 59, 66;

3. den zerstreuten Epigrammen des Almanachs für 1797: Nr. 12, 14—16, 32, 34, 35, 56, 57, 62;

4. den Tabulae votivae desselben Almanachs: Nr. 1—9, 13, 17—21, 23, 24, 26, 31, 33, 38—43, 46—49, 61, 65;

5. den Xenien desselben Almanachs: Nr. 50, 63, 64;

6. dem Almanach für 1798: Nr. 53—55;

7. der Sammlung von 1800: Nr. 10, 44, 51, 58.

Zu einzelnen dieser 66 Distichen sei folgendes bemerkt.

1. Hatte Goethe die satirischen Epigramme nach dem Vorgange des römischen Dichters Martial (1. Jahrh. n. Chr.) „Xenien“, d. h. „Gastgeschenke“ betitelt, so schuf Schiller ein vollkommenes Pendant hierzu, indem er die „philosophischen und rein poetischen“ Epigramme „Votivtafeln“ nannte: bei den Römern war es frommer Brauch, insbesondere nach Rettung aus Gefahr, in den Tempeln Tafeln aufzuhängen, deren Auf- oder Inschrift (Epigramm im eigentlichen Sinn) den Göttern dankte.

2. In einem philosophischen Gespräch, das für den „Geisterseher“ (Buch 2, Brief 4; s. Bd. 2) bestimmt war, heißt es von der Natur: „Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so vielen Millionen nur ein einziges werden?“ — Ebenso haben viele der folgenden Epigramme ihre Vorstufen in Schillers prosaischen Schriften. In den ausführlichen „Erläuterungen“ von Viehoff und Düntzer findet man eine Sammlung solcher Parallelen angelegt, die dann vielfach ergänzt wurde, besonders durch Fritz Jonas (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte I, 151 ff.) sowie durch Erich Schmidt und Bernhard Suphan in ihrer Gesamtausgabe der Xenien (Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 109 ff.).

8, 9 und 47. Diese drei Distichen nahm auch Goethe in seine Werke auf; vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. 240 und 241 (Nr. 53, 45 und 54 der „Vier Jahreszeiten").

10 stand bereits im Almanach für 1796, ebenfalls ohne Nennung des Archimedes, in folgender Gestalt:

„Ein Wort an die Proselytenmacher.
Nur etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde! —
Da eben liegt's, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus mir herauszutreten,
Gleich will ich euren Gott anbeten!"

11. Zu V. 4 setzte Schiller in den „Horen" die Anmerkung: „Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente."

13. Man hat hierin Beziehung auf Goethe vermutet. Die ältere Fassung des ersten Distichons

„Beide suchen die Wahrheit. Der innen im Herzen und jener
Außen im Leben, und so findet sie jeder gewiß"

sowie die ursprüngliche Überschrift „Realist und Idealist" schließen das nicht aus. Nur darf man nicht vergessen, daß Schiller den Unterschied der beiden Individualitäten nicht hierin allein fand, sondern weit tiefer faßte; vgl. seine Briefe an Goethe vom 23. Aug. 1794, 14. Sept. 1797 u. a.

15. Zu dieser aristokratischen Auffassung hat sich Schiller wesentlich unter dem Einfluß Goethes bekehrt. Vgl. im „Demetrius" (Bd. 8):

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen."

16. Vgl. 25 und 63. Auch Goethe konnte der Astronomie nichts abgewinnen; vgl. z. B. an Lavater, 19. Febr. 1781.

19. Im Almanach begann V. 4 „Selbst das Gebildete", in der Sammlung von 1803 „Selbst Gebildetes". Der Sinn aber, den Schiller durch diese Änderung dem Epigramm gab, kommt nur in der Schreibung „Selbstgebildetes" zu klarem Ausdruck; denn das von anderen Gebildete ist ja Stoff auch für den Nachahmer, während der schöpferische Genius den Stoff selbst bildet. Vgl. 18 (V. 4) und 48. Ähnlich ließ Schiller in

beiden Auflagen der Sammlung von 1800 im „Philosophischen Egoisten“ (S. 259) V. 11 „Selbst genügsam“ drucken.

23 und 24, im Almanach und der Sammlung von 1800 noch nicht verbunden, bilden eine Einheit.

27. Vgl. 37 und „Die Größe der Welt“ (S. 246).

29. Hierdurch sollte sich Fichte getroffen fühlen; vgl. W. v. Humboldt an Schiller 18. Aug. 1795.

30. Vgl. 17 und Goethes Ausspruch (Dichtung und Wahrheit IV, 17. Jubiläums-Ausgabe Bd. 25, S. 49), die Aristokratie wirke ihrer Natur nach im stillen und sei desto sicherer, je weniger sie von sich reden mache.

32. Joh. Heinr. Voß war dem Dichter unsympathisch, zumal wegen des „Rigorismus“, mit dem er die Befolgung seiner „eigensinnig kleinlichen Regeln“ in den Versen anderer überwachte; vgl. Anm. S. 314 f. zu den „Sängern der Vorwelt“.

36. Vgl. den Schluß der „Ideale“ (S. 163).

43. An Göschen, 4. Febr. 1794: „Der gute Geschmack zeigt sich oft mehr durch das, was verschwiegen, als durch das, was gesagt wird.“

45. Vgl. „Die Führer des Lebens“ und „Die idealische Freiheit“ (S. 260 f.).

46. Vgl. den Schluß der „Künstler“ (S. 191).

47. Vgl. die Anm. zu 8 und 9.

51. Das mythische Denken der Alten belebte die Natur, die neuere Wissenschaft faßte sie materialistisch auf, die neueste Philosophie erfüllt sie wieder mit lebendigen Kräften. Vgl. „Die Götter Griechenlands“ (S. 156).

52. Während Schiller in Goethe einen „in die nordische Schöpfung geworfenen griechischen Geist“ erkannte (Brief vom 23. Aug. 1794), beobachtete er, daß so manchen das ihm selbst versagte Glück einer Fahrt ins Land der Antike dem Wesen derselben um nichts näher brachte. Vgl. „Die Antiken zu Paris“ (S. 203). In den „Horen“ (Sept. 1795) folgte noch:

„Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag;
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich türmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne:
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch."

53—55 waren dem Almanach für 1798 nebst den Epigrammen „Die schöne Brücke" und „Das Tor" (S. 264) eingestreut, und in der Sammlung von 1803 erschienen die fünf nebeneinander. So waren sie auch schon im Xenienmanuskript verbunden, und zwar in einem auf Gegenstände der Architektur bezüglichen Zyklus; s. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 60 f. (Nr. 529 ff.).

56 und 57 gehörten ebenfalls im Xenienmanuskript einem Zyklus an (a. a. O. Nr. 523 ff.), und ihnen voran ging ebenso wie in der Sammlung von 1803 „Der epische Hexameter" (S. 264). Für die Prachtausgabe schied Schiller letzteres Distichon aus: er mochte nun Anstoß genommen haben an dem Nebeneinander zweier verschiedenen Vergleiche für denselben Gegenstand.

58. Vgl. 41. Der lebendige Geist kann sich durch das gröbere Mittel der Sprache nur unvollkommen mitteilen; in der Musik spricht die Seele sich völlig aus. Vgl. „Graf von Habsburg" V. 45 ff. (S. 97) und „Macht des Gesanges" (S. 216).

60. Die Erscheinung der Gottheit, „den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren," genießt — wie es am Schluß der Abhandlung über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen (Bd. 12) heißt — „der Unglückliche, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist"; aber „der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil . . . keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt."

61. Vgl. in Goethes ein Jahr nach diesem Epigramm entstandener Elegie „Euphrosyne" V. 121 f.:

„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod."

62. Nach Kellers „Beiträgen zur Schillerliteratur" S. 63 besaßen des Dichters Erben noch das Etui dieses Ringes,

dessen Stein Schiller 1790 durch Göschen erworben hatte; s. Brief vom 14. März.

64. Die ursprüngliche Überschrift dieses Xenions ließ die Beziehung auf die Leipziger Zeitschrift „Bibliothek schöner Wissenschaften“ erkennen; s. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 236.

66. Das im Almanach für 1796 erschienene Epigramm ist ein poetischer Widerklang von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ Buch I, Kap. 10, das Schiller im Dezember 1794 kennen gelernt hatte.

Nänie (S. 154). Vgl. Anm. S. 316 zum „Glück“. Das Gedicht wurzelt durchaus in der extrem klassizistischen Periode Schillers, wie schon die bloßen Anspielungen auf Gestalten des antiken Mythus zeigen (V. 3 f. Orpheus und Eurydike, 5 Adonis, 7 f. Thetis und Achill), vgl. Anm. S. 290 f. zum „Siegesfest“. Die Schlußverse erinnern an zwei ältere Elegien Goethes: „Hermann und Dorothea“ V. 30 „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön“ und Röm. El. VII, 26 „Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab“.

In der Prachtausgabe sollte am Schluß des dritten Buches noch „Die Zerstörung von Troja“ folgen, die ich in der vorliegenden Ausgabe nebst der „Dido“ zu den Übersetzungen stellte (Bd. 10, S. 195 ff.). Daß Schiller sie hier einfügen wollte, hatte einen ganz äußerlichen Grund. Jedes der vier Bücher sollte „im Durchschnitt 10 Bogen oder 80 Quartseiten“ zählen. Berechnet man nun — unter Berücksichtigung des Umstandes, daß in dem für die Prachtausgabe bestimmten breiten Format kein Hexameter oder Pentameter gebrochen werden sollte — den Umfang, den das dritte Buch einschließlich der „Zerstörung Trojas“ bekommen haben würde, so ergibt sich, daß es das vierte nur um wenige Seiten übertroffen hätte. Lediglich aus seinem Vorrat an Elegien und Epigrammen aber konnte Schiller kein ganzes Buch bilden: es würde um mehr als ein Drittel unter dem Durchschnitt geblieben sein. Anderseits mußte er für die Prachtausgabe auf mehr als ein Viertel derjenigen Elegien und Epigramme, die schon in den Sammlungen von 1800 und 1803 gestanden hatten, verzichten, da die Gesamt-

heit derselben mit der „Zerstörung Trojas“ (oder der „Dido“) ein viel zu starkes Buch ergeben haben würde. So erklärt sich zugleich, warum unter den Distichen unseres „Anhangs“ (S. 258—273) manche erscheinen, deren poetischer Wert die Aufnahme in das dritte Buch durchaus gerechtfertigt haben würde.

Viertes Buch (S. 155—218).

Der Antritt des neuen Jahrhunderts (S. 155). Am 9. Febr. 1801 schlossen Frankreich und Österreich den Frieden zu Luneville; sieben Tage später schrieb der Buchhändler Göschen an Schiller: „Ich möchte gern ein Gedicht von einem Bogen auf den Frieden mit möglichster Schönheit drucken, aber es müßte von einem Manne wie Sie sein — Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben, und also lassen wir das —“. Schiller antwortete am 26. d. M.: „Gerne, lieber Freund, wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abgeschlagen hätte. Auch fürchte ich werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das Deutsche Reich verwandeln müßte.“ Die nächste Zeit bestätigte die Auffassung Schillers: das Reich zahlte die Zeche, der Krieg zwischen Frankreich und England dauerte fort, in Rußland wurde (am 23. März, s. V. 4) Kaiser Paul I. ermordet. — Das Gedicht klingt wie eine poetische Antwort auf Göschens Bitte, aber die Überschrift „An ***“, unter welcher allein es im Cotta'schen Taschenbuch auf 1802 erschien — die erweiterte erhielt es erst in der Sammlung von 1803 — wendet sich wohl allgemein (vgl. S. 215) an die Edlen der Nation mit der Aufforderung, nicht von der Entwicklung der politischen Verhältnisse das Heil zu erwarten, sondern es im Innern und in der Pflege des Schönen zu suchen. — Das Gedicht scheint erst kurz vor seiner Sendung an Cotta (17. Juni 1801) entstanden zu sein. In denselben Frühling gehört vermutlich der groß angelegte Entwurf zu einem Gedicht, das die Gedanken des vorliegenden mächtig erweitern

und in der Zuversicht gipfeln sollte, daß die Deutschen berufen seien, die im Lauf der Jahrhunderte aufgenommene Kultur aus der verwirrten Gegenwart in die Zukunft zu retten. (Vgl. B. Suphan, „Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801", Weimar 1902.)

Die Götter Griechenlands (S. 156). Was die Votivtafel 51 (S. 151) in ihren ersten Vers zusammendrängt, wird hier in figurenreichem Bilde ausgemalt — mit dem Unterschiede aber, daß in diesem älteren Gedichte für die Entgötterung der Natur, für die materialistische Weltanschauung das Christentum verantwortlich gemacht wird, insofern nämlich, als dieses die Beseeltheit der Körperwelt leugnete. In der Fassung, in der das Gedicht zuerst erschien (in Wielands „Merkur", März 1788), gab der Dichter, der sich eben damals erst mit stürmischer Begeisterung der Antike zugewandt hatte, seinem Zorn noch heftigeren Ausdruck; so in den Versen:

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar."

An öffentlichen Angriffen fehlte es daher ebensowenig wie an freundschaftlichem Tadel. Sie scheinen Schillers Einsicht in die Schwächen und Anstöße des in Eile geschriebenen und sogleich gedruckten Gedichtes eher aufgehalten als befördert zu haben, indem sie ihn gerade zum Widerspruch reizten und zu Verteidigungen wie gegen Körner (25. Dez. 1788): „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in *eine* Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist." Sobald aber die literarische Fehde, die das Gedicht hervorgerufen hatte, verklungen war, trat Schillers ruhige Selbst-

kritik in Kraft. Schon am 5. Mai 1793 schrieb er an Körner, daß er „kaum mit 15 Strophen zufrieden" sei von den 25, die das Gedicht in jener ersten Gestalt zählte. So strich er, von Einzelkorrekturen abgesehen, bei der damals vorgenommenen Bearbeitung zur vorliegenden Gestalt, die aber erst in der Sammlung von 1803 erschien, 11 Strophen völlig und dichtete 2 neue, nämlich V. 41—48 und 121—128, hinzu. An Stelle dieses neuen Schlusses hieß es im „Merkur":

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen —
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt."

Mit den Längen und Übertreibungen opferte also die Bearbeitung völlig auch den Gedanken, in den die ältere Fassung ausgemündet war: daß die Größe und Wahrheit des neuen Gottes zu erhaben sei für den Sterblichen, den die Schönheit der antiken Mythologie beseligen konnte. Im „holden Blütenalter der Natur" genoß der Mensch das

höchste Glück, dem er überhaupt gewachsen, er, für den „der Irrtum das Leben, das Wissen der Tod“ ist. Kassandra (S. 75) nennt es schrecklich, das sterbliche Gefäß göttlicher Wahrheit zu sein, und auch sie fleht:

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!“

Die Ideale (S. 160) sprechen als persönliche Erfahrung aus, was das vorige Gedicht als allgemeine historische Wahrheit darstellt. Wie die durch den Verstand aufgeklärte Menschheit aus der schönen Welt der Fabel vertrieben ward, so zerrannen die Träume, mit denen der Jüngling die Welt, seine Welt erfüllte. Drei „Ideale“ nur blieben dem Manne: Hoffnung, Freundschaft, Arbeit; aber die Arbeit ist die größeste unter ihnen, die unermüdliche Hingabe an den „Bau der Ewigkeiten“, an die „große Schuld der Zeiten“, das heißt — wie Schiller in der Rede über das Studium der Universalgeschichte sagt — an die hohe Verpflichtung des Menschen: „an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann, ... an der unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, sein fliehendes Dasein zu befestigen“. — Das Gedicht entstand im Sommer 1795, als Schiller, eben zur Poesie zurückgekehrt, nach einem dichterischen Stil suchte. Schon oben hob ich hervor, daß das viele Dreinreden der ästhetisierenden Freunde, gerade in dieser Periode innerer Unsicherheit, kein Glück für die Entwicklung des Dichters war. Das zeigte sich auch hier. Nie zuvor hatte er in einem lyrischen Gedichte so rein und wahr seiner eigensten Stimmung Ausdruck gegeben, nie so im Sinne Goethes — und doch auf eigene Art — die erschütterte innere Harmonie durch das Mittel poetischer Gestaltung wiederhergestellt. Wie viel mehr noch, als es der Fall ist, würden wir auch dem Lyriker Schiller zu danken haben, wenn er auf diesem Wege fortgeschritten wäre, die Tiefen seines reichen Gemütes in Liedern zu spiegeln und dadurch — wie Goethe das nennt — „edlen Seelen vorzufühlen“. Seiner Theorie zwar, nach der die Poesie sich vom individuellen Zustande fort zur absoluten Allgemeinheit erheben sollte,

entsprach diese Praxis nicht — und sogleich waren die Freunde mit geistreichen Kritiken des Gedichtes auf dem Plan, Humboldt vor allen: die Wirkung schien ihm „weniger auf dichterischen Vorzügen als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung notwendig mit sich bringt. Es hat unleugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes; ich zweifle nur, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff und weniger aus der Form entspringt"; der „nahe Bezug" des Gedichtes auf den Dichter selbst, die „schöne und natürliche Empfindung" mache es zwar dem Herzen des Freundes besonders wert — aber „überall ist das Gefühl so viel sichtbarer als die Phantasie" u. s. w. In seiner eingehenden Verteidigung vom 7. Sept. 1795 fand Schiller zwar in dem Gedicht „etwas, was es dichterischer macht als alle übrigen", aber in einer sonderbaren Verkennung eben dieses Etwas schreibt er: „Das Gedicht ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Überfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, teilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch." Der Theorie zuliebe also ließ Schiller sich verführen, das aus eigenster Empfindung entsprungene Gedicht in den zweiten Rang der Poesie zu versetzen und den mit ihm so glücklich betretenen Weg wieder zu verlassen. — Befremdlicher noch ist, daß er Körners Einwand, der Schluß sei „matt", mit der Erklärung beantwortete (8. Sept. 1795): „Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen, denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern, des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert, denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen." Wie konnte der Dichter den großen positiven Gedanken der letzten Strophe so verleugnen?

Die Worte des Glaubens und **Die Worte des Wahns**

(S. 163 f.) wurden in einem Abstand von drei Jahren gedichtet, 1797 und 1800. Das zweite Gedicht bestätigt das erste, indem es dessen richtige Auffassung lehrt: die Glaubensworte bleiben leerer Wahn, solange der Mensch ihre Erfüllung im realen Leben sucht, anstatt sie in sich zu hegen und sich dadurch gegen die rohe Wirklichkeit zu wappnen.

Klage der Ceres (S. 165). Eine reife Frucht der Bewunderung, die Schiller der „Leben gebenden Fabel" zollte, dem tiefen Geist der ewig jungen Alten, die das den Sinnen offene, dem Sinn aber verschlossene Walten der Natur unter dem Bilde eines Mythus begriffen. Das Samenkorn versinkt in die Erde und bleibt dem Licht, in dem es reifte, ewig verborgen, das neue Leben aber, das aus dem verlorenen Samen erwächst, verbindet beide Welten; — Ceres, die als Göttin den Styx nicht überschreiten kann, ruft die vom Hades geraubte Tochter Persephone vergebens zurück, die Verlorene aber sendet der Klagenden ihren Gruß durch die aufsprießenden Pflanzen, an deren Wachstum Ober- und Unterwelt den gleichen Anteil haben, und in diesem gemeinsam erschaffenen Neuen versöhnen sich Nacht und Licht, Leben und Tod. — Das Gedicht entstand im Juni 1796. Als Körner seinen Beifall geäußert hatte, antwortete Schiller: „Daß euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethen bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump." Und doch war es Schiller, der durch nüchterne Experimente Goethes über das Wachstum von Pflanzen im Finstern zu dieser Dichtung angeregt wurde. Als er sie dem Freunde gesandt, erwiderte dieser (am 14. Juni 1796): „Das Gedicht ist gar schön geraten, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön in einander." Und eine Woche darauf fügte er hinzu: „Ihr Gedicht hat mich wieder an verschiedene Versuche erinnert, die ich mir vorgenommen hatte, um jene Idee, die Sie so freundlich aufgenommen und behandelt hatten, noch weiter zu begründen."

Das Eleusische Fest (S. 169). Das vielleicht schon 1795 geplante, aber erst im Spätsommer 1798 ausgeführte Gedicht

ist mit dem vorigen eng verknüpft: Ceres, die dort die aus der Tiefe aufsprießenden Pflanzen durch himmlische Kräfte verschönt, wird hier gepriesen als die Göttin, die den Menschen zur planmäßigen Nutzung derselben, zum Ackerbau anleitet und damit den Grund aller weiteren Kultur legt. Der Hymnus, im ersten Druck „Bürgerlied" benannt, ist als Festgesang bei den jährlich wiederkehrenden „Eleusinien" gedacht, an deren sechstem Tage die Bildsäule des Jacchus, Sohnes der Ceres, in feierlichem Zuge von Athen nach Eleusis getragen wurde. Das Gedicht besteht aus zwei Teilen von gleicher Länge (V. 9—104, 113—208), die kunstvoll durch drei Strophen von abweichendem Bau umrahmt sind. Die in der vorletzten Strophe konzentrierte Idee des großen Gedichtes hat Boxberger mit Recht auf den berühmten Satz des Aristoteles zurückgeführt: daß der Mensch ein Gesellschaftswesen sei, während Götter und Tiere einer Gemeinschaft mit ihresgleichen nicht bedürfen. Die ethische Idee ist trotzdem Schillers Eigentum: die individuellen Triebe der Götter wie der Tiere bindet und beschränkt lediglich das Naturgesetz, das soziale Leben der Menschen aber besteht durch die von der Natur nicht gegebenen Gebote der Sitte, und nur wenn es durch diese gebunden ist, können die Individuen in Freiheit ihre Kräfte betätigen. — Auf Körners Bemerkung, das fremde Kostüm nehme dem Gedicht die Popularität, antwortete Schiller am 29. Okt. 1798: „Das Bürgerlied, weiß ich wohl, kann nicht allgemein interessieren; aber das liegt mehr am trockenen Stoff als an den mythischen Maschinen — diese sind vielmehr das einzige Lebendige darin: denn der Teufel mache etwas Poetisches aus dem unpoetischsten aller Stoffe."

Die Künstler (S. 176). Wie im vorhergehenden Gedichte auf den Ackerbau, so wird in diesem alle menschliche Kultur auf die Kunst zurückgeführt. Wenn aber dort Gestalten des antiken Mythus erscheinen, Ceres voran, die des Dichters wie des Lesers Phantasie leibhaft erblickt, so treten hier in unvollkommener Personifikation Begriffe auf, und der Leser gerät mehrfach in einen Nebel, der ihm den Genuß des Ganzen wie der besonders glänzend ausgeführten Partien

erschwert. Die Entstehungsgeschichte gibt die Erklärung. Als Schiller sich zum ersten Male in Weimar niederließ, im Sommer 1787, schloß er sich zunächst eng an Wieland an, der seinerseits von der Mitarbeit des jungen Dichters am „Merkur“ eine Hebung dieser Monatschrift erhoffte. Die im Märzheft 1788 erschienenen „Götter Griechenlands“ erregten Aufsehen, mehr als die prosaischen Beiträge Schillers, und der vielgewandte Redakteur wünschte ein zweites großes Gedicht von ihm zu erhalten. Dennoch wurden die im Herbst des Jahres entstandenen „Künstler“ nicht sogleich gedruckt, sondern unter Wielands und anderer Einwirkung mehrfach umgearbeitet, erst um ein Drittel verkürzt, dann auf das Dreifache ausgedehnt, ohne Einheit der Stimmung. Am 5. Febr. 1789 glaubte Schiller fertig zu sein: „Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht,“ schrieb er den Rudolstädter Freundinnen. Aber schon wenige Tage später „ekelten einige vorher sehr wert gehaltene Strophen [d. h. Abschnitte] ihn an“, und er ersetzte sie durch vierzehn neue. Die Veränderung schien ihm sehr glücklich. „Ich habe nun“, berichtet er am 9. d. M. an Körner, „die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurch geht, mit nur veränderter Ansicht; die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer 12 Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit; dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner bessern Seite. Von da mache ich den Übergang zur Kunst, und der Hauptgedanke des Gedichts wird [V. 34—41] flüchtig anticipiert und hingeworfen.“ Bald aber durchschaute er die dem Gedicht gebliebenen Schwächen und deren letzten Grund: „Meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe“ (an Körner 25. Febr. 1789, vgl. 25. Mai 1792), und seine brieflichen Verteidigungen des Gedichts gegen den Tadel, daß es nur „philosophische Poesie“ oder „Philosophie in Versen“ sei, verraten durch ihre Künstlichkeit, daß er selbst die Berechtigung dieses Urteils empfand. Am entschiedensten

aber bekundete er dies dadurch, daß er mit den „Künstlern“ für die nächste Zukunft von aller Poesie bewußten Abschied nahm. Vgl. Einleitung S. XII. Als er sich vier Jahre später mit dem Plan einer Sammlung seiner Gedichte beschäftigte (s. an Körner, 5. und 27. Mai 1793), war er sich klar darüber, daß von allen am meisten die „Künstler“ eine eingreifende Bearbeitung forderten; ja, die Einsicht in die Notwendigkeit und Schwierigkeit dieser Arbeit scheint der Hauptgrund dafür gewesen zu sein, daß Schiller die Vereinigung seiner Gedichte zu einem Buch, in dem dann doch die großen „Künstler“ nicht fehlen durften, so lange hinausschob. Als er sich endlich, nach so bedeutender Vermehrung des Vorrats, zur Publikation der ersten Sammlung entschloß, blieben die „Künstler“ ihr vorenthalten, und am 21. Okt. 1800 schrieb er an Körner: „Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie die Künstler, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidierte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts [nämlich aus dem einen zwei zu machen] hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid tut.“ So reihte er es erst der Sammlung von 1803 ein, deren Vorwort (s. Einl. S. XVI) die Unvollkommenheit entschuldigte. Für die Prachtausgabe jedoch sollte endlich die große Bearbeitung geleistet werden: das Manuskript (s. S. 287) enthält von diesem Gedicht keine Abschrift, sondern das erste einer Reihe von leeren Blättern trägt nur die Überschrift.

Das Ideal und das Leben (S. 191). An den eben erwähnten Vorschlag, die „Künstler“ in zwei Gedichte zu zerlegen, knüpfte Körner die Bemerkung: „Manches ist freilich nachher im Reich der Formen poetischer gedacht worden; aber der historische Teil der Künstler gäbe noch immer ein treffliches Gedicht.“ „Das Reich der Formen“ war die Überschrift, die das vorliegende Gedicht (vgl. V. 26 und 121 ff.)

in der ersten Auflage der Sammlung von 1800 trug: im Septemberheft der Horen 1795 war es als „Das Reich der Schatten" erschienen, was zu dem Mißverständnis geführt hatte, es sei eine Darstellung des Totenreichs. Am klarsten bezeichnete endlich der Titel „Das Ideal und das Leben" (seit der zweiten Auflage jener Sammlung) den Kontrast, den das Gedicht ausführt. Daß Schiller es schon bald nach der Entstehung als ein bloßes „Lehrgedicht" verwarf, wurde bereits in der Anm. S. 319 zum „Spaziergang" bemerkt; diesem Charakter entspricht, was der Dichter am 21. Sept. 1795 an Körner darüber schrieb: „Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze." Und sehr richtig nannte Schiller dieses Gedicht (wie den „Genius", vgl. S. 316) bezeichnend für seinen „Übergang von der Spekulation zur Poesie". So war es nicht nur die Verwandtschaft des Inhalts, sondern eine Art biographischer Verknüpfung, was Schiller veranlaßte, dieses Gedicht in der Prachtausgabe den „Künstlern" folgen zu lassen, in denen sich sechs Jahre zuvor sein Übergang von der Poesie zur Spekulation bezeichnet hatte. — „Darstellend und nicht lehrend" sollte eine Fortsetzung vom „Ideal und Leben" sein, die Schiller (an Humboldt, 30. Nov. 1795) plante, aber nicht ausführte: hatte dieses mit dem Eintritt des Herkules in den Olymp geschlossen, so sollte die geplante Idylle „die Vermählung des Herkules mit der Hebe" (vgl. V. 149) zum Inhalt haben, den „Übertritt des Menschen in den Gott". — Vgl. Anm. S. 352 zur „Idealischen Freiheit".

Resignation (S. 196). Obgleich V. 37 „Laura" nennt, gehört die „Resignation" nicht in den Kreis der Laura-Oden (vgl. Anm. S. 294 zum „Geheimnis der Reminiszenz"), wohl aber steht sie ihnen zeitlich weit näher als die zuletzt besprochenen Gedichte. Sie entstand um die Wende der Jahre 1784 und 1785 in Mannheim, bald nach dem „Kampf" (S. 247) und in innerem Zusammenhange mit

diesem: eine nur äußerliche Beziehung beider Gedichte auf „Laura" sollte verhüllen, daß sie der Leidenschaft des Dichters für Charlotte v. Kalb entsprangen. Ausführlich hat dies Minor „Schiller" II, 333 ff. nachgewiesen. — In einer Fußnote zum ersten Druck beider Gedichte („Thalia" 1786) sprach Schiller auf Wunsch des Leipziger Zensors die Erwartung aus, der Leser „werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen". Später veranlaßte ihn ein Zufall, einen Kommentar zur „Resignation" zu schreiben. Der in der Anm. S. 319 genannte Rapp hatte einen Aufsatz über die richtige Art der Beurteilung von Gedichten verfaßt, mit besonderer Beziehung gerade auf die „Resignation"; das Manuskript kam ohne die Absicht Rapps in Schillers Hand, gelegentlich seines Aufenthalts in Stuttgart 1794, und dieser schrieb darunter (vgl. „Morgenblatt" vom 29. August 1808):

„Der Herr Verfasser dieser Bemerkungen versteht es, wie poetische Werke beurteilt werden müssen, und das ist eine Kunst, die zuweilen selbst Dichter nicht verstehen. Man sehe das Urteil Herrn Fried. Leopold Stollbergs über die Götter Griechenlands (im deutschen Museum). — Zu den Bemerkungen des Herrn Verfassers erlaube ich mir noch die folgende hinzuzusetzen, die meinetwegen als der Schlüssel zu diesem Gedichte dienen kann. — Der Inhalt desselben sind die Aufforderungen eines Menschen an die andre Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. — So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden,

taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religions-Tugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleihet [V. 38], und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius."

Vergleicht man diese von Schillers späteren Kantstudien zeugende Erklärung mit derjenigen, die er am 21. Sept. 1795 über „Das Ideal und das Leben" schrieb (s. o. S. 336), so leuchtet ein, warum diese beiden Gedichte in der Prachtausgabe einander folgen sollten: indem sie die ästhetische Erhebung des Menschen über alle Schranken des Irdischen und die Resignation auf ein jenseitiges Glück lehren, enthalten sie nach Kettners treffender Definition das ästhetische und das religiöse Glaubensbekenntnis des Dichters. Vielleicht darf man annehmen, daß die durch Rapps Aufsatz veranlaßte Beschäftigung mit dem älteren Gedichte die Anregung zu dem neuen gegeben hat.

An Goethe (S. 199). Voltaires „Mahomet" in Goethes Übersetzung erlebte am 30. Jan. 1800 in Weimar seine erste Aufführung. In der Voraussicht einer heftigen Opposition gegen diese Darbietung hatte Schiller es übernommen, einen Prolog zu dichten, „damit wir", wie er am 8. d. M. schrieb, „das Publikum mit geladener Flinte bei dem Mahomet erwarten können". Aus einem „Prolog" an das Publikum aber wurde das zu einer solchen Deklamation nicht geeignete Gedicht an Goethe, das Schiller dann in der Sammlung von 1800 drucken ließ. Wie in „Shakespeares Schatten" (S. 129), so wendet sich Schiller auch hier gegen den flachen Realismus, zugleich aber gegen die Romantiker, die sich eben damals in Jena zu einer literarisch mächtigen Gruppe verbanden und von deren phantastischer Richtung er einen stärkeren Einfluß auf das Theater befürchten mochte, als sie tatsächlich gewann. In dem kunstreich verklausulierten Hinweis auf den französischen Klassizismus als „Führer zum Besseren" widersprach Schiller zwar nicht geradezu seiner Überzeugung, ging aber doch weiter darin, als er es ohne den Zwang

einer besonderen Rücksicht getan haben würde: Herzog Karl August hatte die Verdeutschung und Aufführung des „Mahomet" gewünscht „zur Verbesserung des deutschen Geschmackes". Unmittelbar nach Abfassung dieser Stanzen unternahm Schiller die Bearbeitung von Shakespeares „Macbeth". Erst drei Jahre später gab er dem wiederholten Verlangen des Herzogs nach, indem er selbst das Repertoire der deutschen Bühnen durch Bearbeitung französischer Dramen bereicherte; vgl. Bd. 9, Einleitung.

Die Teilung der Erde (S. 202). Am 16. Okt. 1795 sandte Schiller „einige Schnurren" an Goethe: „Die Weltweisen" (S. 256) und vorliegendes Gedicht, von dem er wünschte, der auf einer Reise nach Frankfurt unterwegs aufgehaltene Freund möchte es dort, in der Wohnung seiner Mutter, mit dem Blick auf die Zeil als das eigentliche Terrain dazu gelesen haben. Als das Gedicht in den „Horen" anonym erschien, hielten viele Goethe für den Verfasser. — Das Durcheinander der präsentischen und präteritalen Verbalformen gehört erst der Bearbeitung für die Sammlung von 1800 an; der Wechsel dieser Tempora beruht bei Schiller oft auf feiner Nüancierung und wurde von den Herausgebern vielfach ohne Recht beseitigt — z. B. in V. 1 des „Odysseus", V. 154 der „Künstler" oder V. 27 der „Götter Griechenlands" —, kann aber in diesem Falle kaum verteidigt werden.

Die Antiken zu Paris (S. 203). Das kleine Gedicht wurde mit der „Sehnsucht" (S. 17) und anderen in Beckers Taschenbuch auf 1803 veröffentlicht, entstand aber vielleicht früher. Schon seit 1797 hatten die Franzosen berühmte Bildwerke des Altertums, wie die Laokoongruppe, nach Paris verschleppt, von wo sie nach der Niederwerfung Napoleons zum Teil heimgeführt wurden. Vgl. Schiller an Goethe, 23. Jan. 1798; außerdem Votivtafel 52 (S. 151).

Die deutsche Muse (S. 204). Dem vorigen formal verschwistert, erschien dies Gedicht gleichfalls 1803, und zwar in der damals ausgegebenen zweiten Sammlung. In seinem patriotischen Hochgefühl erscheint es wie ein Nebenprodukt des S. 327 f. erwähnten Fragmentes „Deutsche Größe". Friedrichs des Großen ablehnende Haltung gegenüber der deutschen

Dichtung seiner Zeit hatte besonders in der Schrift De la littérature allemande 1781 Ausdruck gefunden. Den Plan einer epischen „Fridericiade“ gab Schiller nach mehrjährigen Erwägungen auf. „Ich kann“, schrieb er am 28. Nov. 1791 an Körner, „diesen Charakter nicht lieb gewinnen, er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen.“

Mit diesem Gedichte bricht das im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrte, vom Dichter selbst geschriebene Inhaltsverzeichnis der geplanten Prachtausgabe ab. Buchstabenreste auf dem durch Scherenschnitt verkürzten Blatte zeigen aber, daß die Aufzählung mit der „Deutschen Muse“ noch nicht geschlossen hatte, und dementsprechend enthält auch das aus einzelnen ungeordneten Blättern und Bogen bestehende Manuskript der Prachtausgabe (s. S. 287) noch folgende acht dem Verzeichnis fehlende Gedichte: „Sängers Abschied“, „Poesie des Lebens“, „Hoffnung“, „Breite und Tiefe“, den ersten „Spruch des Konfucius“, „Licht und Wärme“, den zweiten „Spruch des Konfucius“ und „Die Gunst des Augenblicks“. Mit Recht urteilte Kettner, man dürfe wohl mit diesen Gedichten die Lücke am Schluß des Inhaltsverzeichnisses von Buch IV ergänzen, zumal auch deren Inhalt gerade in den Gedankenkreis dieses Buches gut passe. Warum aber sollten es nur diese acht Überschriften gewesen sein, die der Scherenschnitt von dem Verzeichnis abtrennte? Nach dem Format des Papiers wäre nicht nur für acht, sondern für vierzehn Titel Raum gewesen, und auch in anderen Fällen ist das Manuskript dem Verzeichnis gegenüber lückenhaft: auch „Amalia“ (S. 29), das „Berglied“ (S. 35) und „Der Jüngling am Bache“ (S. 41) fehlen im Manuskript, stehen aber im Verzeichnis, und nichts verbietet die Annahme, daß auf dem verstümmelten Blatte außer den acht oben aufgezählten noch weitere — höchstens sechs — Gedichte genannt waren, obwohl sie durch das Manuskript nicht erwiesen werden. Als solche aber möchte ich drei Gedichte ansprechen, von denen nicht einzusehen ist, warum Schiller sie der Prachtausgabe sollte vorenthalten haben, und die sich ebenso wie jene acht aufs allerbeste an „Die deutsche Muse“ anschließen,

nämlich: „Pegasus im Joche", „Das verschleierte Bild zu Sais" und „Die Macht des Gesanges". Andere können teils der Form, teils des Inhalts wegen für das vierte Buch nicht in Betracht kommen. Fraglich scheint mir nur, ob die Ordnung, in die ich diese elf Gedichte gebracht habe, genau derjenigen gleichkommt, die Schiller ihnen auf dem abgeschnittenen Ende des Blattes gegeben hatte.

Pegasus im Joche (S. 204). Als Göschen im Mai 1788 heiratete, entschuldigte Schiller das Ausbleiben eines poetischen Glückwunsches: „Der Tag hat mich zu schnell überfallen, sonst hätte ich meinen Pegasus einen Ritt dazu machen lassen, aber das träge Tier will mir jetzt nicht von der Stelle." — Das Gedicht entstand im Sommer 1795. Körner schlug vor, den Pegasus verhungern und Apollo ganz aus dem Spiel zu lassen; Schiller erklärte diesen jedoch für unentbehrlich und strich nur „die Moral des Stücks", die in der uns unbekannten ältesten Gestalt der Gott am Schluß ausgesprochen hatte. Im Almanach für 1796 lautete die Überschrift „Pegasus in der Dienstbarkeit". — V. 1 f. Auf dem Markte dieses bis in unsere Zeit in besonderem Rufe stehenden Londoner Stadtteils sollen einst, nach altem Recht, ehebrecherische Frauen verkauft worden sein. — V. 19 „Täuscher" (von „Tausch") ist eine alte Bezeichnung des Roßtäuschers d. h. Pferdehändlers; unser „täuschen" hat seine Bedeutung durch die Häufigkeit des Betruges beim Roßtausch erhalten. — In V. 1 bieten fast alle neueren Ausgaben den Fehler „einem", auch die historisch-kritische und solche, die durch eine Auswahl aus deren Varianten (einschließlich falscher) und durch gelegentliche Berichtigungen dazu den Eindruck machen, als ob sie auf durchaus selbständiger Kritik der Textüberlieferung beruhten. Ähnliches gilt z. B. von folgenden verbreiteten Fehlern: „Des Mädchens Klage" V. 5 vom statt von; „Der Kampf mit dem Drachen" V. 117 eine statt einer; „Die Künstler" V. 154 wurden statt werden.

Das verschleierte Bild zu Sais (S. 207) entstand fast gleichzeitig mit dem vorigen Gedichte und bildet durch seine Stilverwandtschaft mit ihm den Übergang von einer auf Kunst und Poesie bezüglichen Gruppe zu einer philosophischen; die

„Gunst des Augenblicks“ leitet dann zur Poesie zurück. — Warum Schiller die Handlung ursprünglich in das wie Sais unterägyptische Heliopolis verlegt hatte (s. Humboldts Brief an ihn vom 31. Aug. 1795), ist unbekannt. Schon in der „Sendung Moses“ (1789, s. Bd. 13) erwähnt Schiller die Legende als in Sais geschehen, ebenso in dem Aufsatz „Vom Erhabenen“ (1793, s. Bd. 12); auch der vierte Brief des Barons im „Geisterseher“ (Bd. 2) spielt auf sie an, sowie Hutten im „Menschenfeind“ (Bd. 7, S. 333).

Hoffnung (S. 210). Während in den „Idealen“ (V. 71 f., S. 162) die Hoffnung kaum noch einen bleichen Schimmer auf den finstern Weg des Enttäuschten wirft, folgert dieses kleine, zwei Jahre später entstandene Gedicht aus der Tatsache, daß die Hoffnung den Menschen nicht verläßt, die Berechtigung eines allgemeinen Optimismus.

Licht und Wärme (S. 211) und **Breite und Tiefe** (S. 212) sind mit dem vorigen fast gleichzeitig gedichtet. Alle drei vertreten, gegenüber der schweren Ideenlyrik der vorausgegangenen Jahre, ein neues, leichteres Genre des philosophischen Liedes, dem auch die zeitlich nahestehenden „Worte des Glaubens“ (S. 163) angehören.

Sprüche des Konfucius (S. 212). Wie das soeben genannte Gedicht und die „Worte des Wahns“ sind auch diese beiden Pendants im Abstand von mehreren Jahren veröffentlicht — in den Almanachen auf 1796 und 1800 — und wahrscheinlich auch in solchem Abstand gedichtet. Nach einer eigentlichen „Quelle“ dieser Sprüche braucht man nicht, wie es vergeblich geschehen ist, zu suchen. Der chinesische Weise des fünften vorchristlichen Jahrhunderts war 1687 durch eine lateinische Bearbeitung seiner Schriften (Confucius Sinarum philosophus) den Europäern bekannt geworden, und im achtzehnten Jahrhundert wurde es poetische Mode, eigene Weisheit orientalisch zu maskieren. Auf Zusendung des ersten Spruchs antwortete Humboldt am 18. Aug. 1795: „Ich liebe diese Sprache in kurzen Sprüchen gar sehr, und Sie haben sie sehr gut getroffen.“

Die Gunst des Augenblicks (S. 213) führt uns in den Kreis der geselligen Lieder des ersten Buchs zurück: wir

verdanken seine Entstehung dem in der Anm. S. 290 zum „Siegesfest" erwähnten Kränzchen; vgl. auch die Anm. S. 292 zur „Sehnsucht". Inhaltlich steht es dem „Glück" (S. 121) am nächsten.

Poesie des Lebens (S. 215). Vgl. „An einen Moralisten" (S. 236). Hinter dem Zusatz „An ***" ist wie S. 155 nicht eine einzelne bestimmte Person zu suchen; er ist allgemein an die Vertreter des Lebensrealismus gerichtet, deren Standpunkt in der ersten Hälfte des Gedichts ausgesprochen, in der zweiten zurückgewiesen wird. Wie Boxberger aus Schillers Brief an Körner vom 22. Jan. 1789 nachwies, knüpft die kleine Epistel an eine bei der Ausführung verworfene Stelle der „Künstler" an, des letzten Gedichtes also der ersten poetischen Periode Schillers; wie anderseits dessen Brief an Goethe vom 12. Juni 1795 zeigt, war die „Poesie des Lebens" das erste Gedicht, an dem er sich im Beginn der zweiten poetischen Periode versuchte. Er nahm also ganz eigentlich den Faden da wieder auf, wo er ihn vor sechs Jahren hatte fallen lassen.

Die Macht des Gesanges (S. 216). Auch dieses im August 1795 beendigte Gedicht ist mit den „Künstlern" engstens verwandt, indem es wie das vorige von einem später beseitigten Teil und zwar vom ursprünglichen Anfang derselben ausging. Während Humboldt in einer ausführlichen Beurteilung des Gedichtes (an Schiller, 18. Aug. 1795) „das Gepräge schmuckloser Einfachheit und erhabener Wahrheit" besonders an der dritten Strophe rühmte, nahm Körner gerade an dieser Anstoß. Schiller antwortete ihm am 8. Sept. 1795: „Darüber wundere ich mich, wie Dich die dritte Strophe in ‚Macht des Gesanges' stört, die gewiß die beste darin ist und die eigentliche Macht der großen Dichtkunst treu ausdrückt. Ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, wo alles auf das Furchtbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu schmelzend finden. Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlichwirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her."

Sängers Abschied (S. 218). Als „Stanzen an den Leser“ beschlossen diese Strophen in Schillers erstem Musenalmanach, dem auf das Jahr 1796, die eigentlichen Gedichte, auf die dann noch als besondere Abteilung Goethes Venezianische Epigramme folgten. Ebenso standen sie, nun unter der Überschrift „Abschied vom Leser“, in der Gedichtsammlung von 1800 an letzter Stelle, und es unterliegt keinem Zweifel (vgl. S. 340 f.), daß sie auch in der Prachtausgabe — wie Schiller gelegentlich des Drucks im Almanach an Körner schrieb — „den Leser auf eine freundliche Art verabschieden“ sollten. Der edlen Bescheidenheit, mit der sie es tun, hat ein Jahrhundert widersprochen, und weitere werden ihm in diesem Urteil folgen.

Anhang (S. 219—284).

Der Anhang enthält alle diejenigen Gedichte, die Schiller in seine Sammlungen von 1800 und 1803 aufgenommen hatte, von der Prachtausgabe jedoch ausschließen wollte. Vgl. Einleitung S. XXI f. Der größeren Masse nach gehören sie der ersten poetischen Periode Schillers an (S. 221—255), und da der Grund des Ausschlusses von der Prachtausgabe vielfach nur in dem jugendlich unreifen Charakter zu suchen ist, so empfahl es sich, die Gedichte des Anhangs nach der Zeitfolge ihrer Entstehung zu ordnen. Innerhalb größerer Gruppen von Gedichten aber, die sich zeitlich nahestehen, habe ich das chronologische Prinzip nicht übertreiben wollen. Die größte dieser Gruppen besteht aus den ersten sechzehn Gedichten des Anhangs (S. 221—247), die der „Anthologie auf das Jahr 1782“ entstammen. Eine zweite wird von den kleinen Elegien und den Epigrammen (S. 258—273) gebildet, die den Jahren 1795 (bis einschließlich „Deutsche Treue“) und 1796 angehören; in Analogie zum dritten Buch der Prachtausgabe durfte diese formale Einheit nicht durch die wenigen gereimten Gedichte der Jahre 1795 („Der Metaphysiker“, „Die Weltweisen“) und 1796 („Das Spiel des Lebens“, „Die Begegnung“) unterbrochen werden. Daß ein Teil dieser zweiten Gruppe nur aus äußerlichen Gründen

der Prachtausgabe vorenthalten blieb, wurde oben S. 326 f. wahrscheinlich gemacht. Die gereimten Gedichte des Anhangs dagegen, sofern sie der zweiten poetischen Periode Schillers angehören, dürften teils, gleich denen der ersten Periode (S. 221—255), den reifen Dichter nicht mehr befriedigt haben (S. 256 f., S. 273), teils hätten sie in keinem der vier Bücher organischen Anschluß gefunden (S. 277 ff. und, als unmittelbar persönlich, S. 276). Nur bei zweien bleibt der Grund des Ausschlusses fraglich: bei der „Begegnung" und dem „Mädchen von Orleans" (S. 274 f.), die immerhin einigermaßen in das erste Buch gepaßt haben würden, aber dem Manuskript sowohl als dem Inhaltsverzeichnis fehlen.

An den Frühling (S. 221) — **Die Größe der Welt** (S. 246). Von diesen sechzehn der Anthologie auf 1782 entstammenden Gedichten nahm Schiller in die erste seiner Sammlungen (1800) kein einziges auf; erst in der zweiten (1803) konnten sie Platz finden, da deren Leser durch die in der Einleitung S. XVI zitierte „Vorerinnerung" auf den richtigen Standpunkt zur Beurteilung solcher Jugendgedichte geführt wurden. Aber auch unter diesem Schutz mochte Schiller sie nicht ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt einem Publikum vorlegen, das doch zu sehr schon den reifen Dichter in ihm zu sehen gewohnt war, um über das allzu Jugendliche dieser lyrischen Ergüsse nicht zu erschrecken. Unverändert blieben daher nur „Gruppe aus dem Tartarus", „Graf Eberhard" und „Die Größe der Welt"; unwesentliche Änderungen erfuhren „An den Frühling", „Phantasie an Laura", „Der Flüchtling" (ursprünglich „Morgenphantasie" benannt), „Elysium" (worin als in einer „Kantate" Strophe 1 dem Chor, Strophe 2—6 fünf einzelnen Stimmen zugeteilt waren) und „Die Schlacht", deren Überschrift in der Anthologie „In der Bataille, von einem Offizier" gelautet hatte. Eingreifender schon war die Bearbeitung der Gedichte „Laura am Klavier", „Männerwürde" (ursprünglich „Kastraten und Männer") und „Das Glück und die Weisheit". Am stärksten aber wurden geändert „Die Entzückung an Laura" (ursprünglich „Die seligen Augenblicke an Laura"), „Der Triumph der Liebe", „An Minna", „An einen Moralisten" und endlich „Rousseau".

Hauptmittel der Bearbeitung war das radikale der Kürzung: verlor doch das letztgenannte Gedicht 72 von 84 Versen, während in den übrig gebliebenen nur ein einziges Wort (V. 2 „Schandschrift“ in „Schmachschrift“) geändert wurde: der Schwulst der anderen 12 Strophen schien dem reifen Dichter unheilbar. Was er auf diese Weise beseitigte, kann hier nicht vollständig mitgeteilt werden, doch möge der ursprüngliche Schluß der um mehr als ihre Hälfte verkürzten „Entzückung an Laura“ als eine erste charakteristische Probe hier Platz finden:

„Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn', in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen,
In des Atems Flammenwind, — — —

Qualentzücken — — Paradiesesschmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewappnete zur Schlacht, das Blut,
Die Natur, der Endlichkeit vergessen,
Wagt's, mit höhern Wesen sich zu messen,
Schwindelt ob der acheront'schen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verschlingt den Quell des Lichts —
Leises . . Murmeln . . . dumpfer . . hin . . verloren . .
Stirbt . . . allmählich . . in den trunknen . . . . Ohren . . .
Und die Welt ist . . . . Nichts . . . .

Ach vielleicht verpraßte tausend Monde,
Laura, die Elysiumssekunde,
All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos' harrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starrte
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!

Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergessenheit."

Mag man es bedauern, daß Schiller diesen leidenschaftlichen Erguß, eines der kühnsten Zeugnisse seiner Phantasie und Sprachgewalt, der Fortdauer in seinen Werken nicht würdig achtete, so wird — um eine andersartige zweite Probe zu geben — niemand beklagen, daß in der „Männerwürde" die Verse 61—64 an Stelle folgender zwei Strophen traten:

„O Pfui und Pfui und wieder Pfui
Den Elenden! — sie haben
Verlüderlicht in einem Hui
Des Himmels beste Gaben,

Dem lieben Herrgott sündiglich
Sein Konterfei verhunzet
Und in die Menschheit schweiniglich
Von diesem Nu gegrunzet."

Eine bunte Mischung tritt uns in diesen sechzehn Gedichten entgegen. Dem anakreontisch-zierlichen „Frühling", der unsern Anhang einleitet, gesellt sich die kleine Parabel von Fortuna und Sophia, vom „Glück und der Weisheit"; neben den vom Cynismus junger Mediziner strotzenden Preis der Mannheit, die „Männerwürde", stellt der patriotische Schwabe in seinem „Kriegslied" ein Gegenstück zu Gleims Grenadierliedern und anderen vaterländischen Bemühungen der preußischen Muse; mit dem unpersönlichen Stimmungsbilde der „Schlacht" wetteifert das ganz persönliche des „Flüchtlings" in kühnen Rhythmen und realistischer Malerei; antike Vorstellungen finden Niederschlag in den Gegenstücken „Elysium" und „Gruppe aus dem Tartarus"; während die Epistel „An einen Moralisten" allgemein für das Recht des natürlichen Menschen eintritt, verteidigt „Rousseau" den großen Propheten der Rückkehr zur Natur gegen die pfäffischen Finsterlinge, die ihn noch in dem fern von der Heimat gefundenen Grabe mit ihrem Haß verfolgten. Vereinzelt steht „Die Größe der Welt" da (vgl. die Anm. S. 301 zum „Pilgrim"), in deren kühner Unendlichkeits- und Ewigkeitsphantasie

Schiller mit Haller und Klopstock wetteifert; vereinzelt auch die Absage „An Minna". Wenn aber in diesem Gedicht ein Element persönlicher Empfindung liegt und in jenem eine maßlose Phantasie nach poetischem Ausdruck ringt, so findet sich beides vereint in den Laura-Oden S. 222—232. Über die Situation, der diese vier Gedichte entstammen, wurde schon in der Anm. S. 294 zum „Geheimnis der Reminiszenz" das Nötige mitgeteilt, und nochmals sei hier verwiesen auf die eingehende Behandlung dieser Gedichte — wie aller aus der Anthologie entnommenen — in den Schillerbiographien von Weltrich (I, 439 ff.) und Minor (I, 433 ff.). Übrigens rechnete Schiller selbst schon in seiner Rezension der Anthologie den „Triumph der Liebe" nicht zu den eigentlichen Laura-Gedichten, und so beseitigte er bei der Bearbeitung dieser „Hymne" für die Sammlung von 1803 die einzige unmittelbare Nennung Lauras, die sie enthalten hatte; vorbildlich war — worauf Schiller selbst in jener Rezension hinwies — Bürgers „Nachtfeier der Venus", doch betont Minor mit Recht, daß Schiller hier an Stelle der von Bürger gefeierten sinnlichen Liebe die höhere verherrlicht, deren Begriff er in den „Philosophischen Briefen" (Bd. 11) entwickelt. Schon in der zweiten Karlsschulrede (Bd. 11, S. 13) klingt dieser Hymnus vor, und vergleicht man das „Lied an die Freude" (S. 4), so läßt sich nicht verkennen, daß in beiden Gedichten unter verschiedenen Namen eine dem Eros der antiken Kosmologie verwandte göttliche Kraft gepriesen wird.

Der Kampf (S. 247). Im ersten Druck („Thalia" 1786) lautete die Überschrift „Freigeisterei der Leidenschaft", und ein Zusatz „Als Laura vermählt war, im Jahre 1782" sollte unkenntlich machen, daß dieses Gedicht wie die „Resignation" (vgl. Anm. S. 336 f.) aus der Leidenschaft Schillers für die Frau eines anderen, für Charlotte v. Kalb geboren ist. Das Geständnis der Gegenliebe stürzt den Liebenden, der sich schon zu heldenmütigem Entsagen durchgerungen, in neuen, gesteigerten Kampf, es droht seine Tugend, die es belohnen soll, zunichte zu machen. Bei der starken Verkürzung, die das Gedicht seit der Sammlung von 1800 erfuhr, fiel der ganze zweite Teil der ursprünglichen Fassung fort. In ihm

wütet der Verzweifelte gegen den Eid der ehelichen Treue, der die Geliebte „in fremde Fesseln zwang", er erklärt ihn für einen nichtigen Meineid, da das durch ihn verlorene Herz sein eigen gewesen; er lädt den Überflüssigen, an den „der feierliche Spruch" die ihm von Gott Bestimmte band, zum „Kampf auf die Vernichtung" vor, und im Sinne der „Resignation" eifert er gegen die als allgütig gepriesene Gottheit, die ihren Himmel nur dem zum Lohn verheißt, dem sie das Erdendasein zur Hölle gemacht hat. Deutlich aber erklärt der Schluß der „Freigeisterei" diese Gottheit für eine Verzerrung des Menschenwahns, der den „sanftmütigsten der fühlenden Dämonen" zu einem „Nero" entstellt, und diesem Zerrbilde nur gilt die Absage der letzten Strophe:

„O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Vgl. den in der Anm. S. 337 f. zur „Resignation" mitgeteilten „Schlüssel" Schillers und seinen in der Anm. S. 328 zu den „Göttern Griechenlands" zitierten Brief vom 25. Dez. 1788.

Die unüberwindliche Flotte (S. 248). Ein Nebenprodukt des „Don Carlos", insofern Schiller bei den Vorarbeiten hierzu den Stoff aus Merciers „Précis historique" zu dessen „Portrait de Philippe II." (1785) kennen lernte. Der von Mercier nur als „un poète" bezeichnete „ältere Dichter", den Schiller in seiner „Thalia" 1786 für einen Zeitgenossen der geschilderten Begebenheit erklärte, war vielmehr, wie erst 1886 von K. H. Manchot nachgewiesen wurde, Schillers eigener Zeitgenosse, der schlesische Prediger Martin Crugot († 1790), der in seinem „Christ in der Einsamkeit" (1758) das historische Ereignis zum Beweis der göttlichen Allmacht erzählt hatte. In der Tat war die „Armada", die Philipp II. im Jahre 1588 gegen Elisabeth aussandte, der britischen Flotte weit überlegen und würde den Kampf um die Vorherrschaft zur See wohl zu Gunsten Spaniens entschieden haben, wenn sie nicht durch Stürme wäre vernichtet worden. — In einer Anmerkung erklärte Schiller: „Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisa=

beth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: Afflavit deus et dissipati sunt.“ Wie Düntzer nachwies, ließ nicht Elisabeth die Medaille schlagen, sondern diese stammt aus Holland, und es hieß in der Inschrift „dissipantur“; Schiller übernahm mit den Details der Schilderung auch diese Irrtümer aus Mercier. Ebenso stammt daher die Parteinahme für das durch die Magna charta (V. 25) freie England: „l'isle généreuse que le ciel regarde d'un oeil d'amour, l'isle fortunée dont les nobles habitans ont le droit d'être libres ... cette isle si chère aux grands coeurs, aux ennemies de la tyrannie.“ Aber eben in dieser Parteinahme lag wohl der Grund, weshalb Schiller das Gedicht von der Prachtausgabe ausschloß: wie S. 155 zeigt, war sein politisches Urteil über England inzwischen ein anderes geworden.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch (S. 250). Das im Musenalmanach auf 1796 mit einigen Veränderungen zuerst gedruckte Gedicht hatte Schiller mit dem Datum „Weimar d. 3. April 1788“ in das Stammbuch Charlottens v. Lengefeld geschrieben, seiner späteren Gattin, die am 5. d. M. nach längerem Besuch Weimar verließ. Schon in der Einleitung S. XII wurde darauf hingewiesen, daß uns kein anderes poetisches Zeugnis dieser Liebe Schillers erhalten ist; vgl. die Anm. S. 330 f. zu den „Idealen“.

Die berühmte Frau (S. 251). Bald nach dem eben erwähnten Zusammensein mit Charlotte nahm Schiller längeren Aufenthalt in deren Nähe, in Volkstädt bei Rudolstadt. Dort entstand die launige Epistel von der berühmten Frau, für die Schiller ein bestimmtes Vorbild nicht gehabt zu haben scheint, wenn ihn auch im allgemeinen, wie Horner annimmt, die in der deutschen Dichtung vielfach nachklingenden „Femmes savantes“ Molières angeregt haben mögen. — Zum „goldnen Buch“ der Venus (V. 145) setzte Schiller selbst die Anmerkung: „so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen“ (vgl. „Fiesco“ II, 5). Noch einige andere Anspielungen verlangen Erklärung. V. 19: ein

Kritiker in Alexandrien, der einstigen Hochburg antiker Gelehrsamkeit. — V. 22: ein Verleger in der rührigen Zentrale des Buchhandels. — V. 29: Ninon de Lenclos, die französische Aspasia, Geliebte Richelieus. — V. 61: Ein aus Ungarn stammender Schwindler, der durch die Herausgabe mehrerer Damenjournale das Vertrauen besonders der Frauenwelt erschlich, und Lavater sind hier in eine für letzteren kränkende Nachbarschaft gerückt.

Der Metaphysiker (S. 256). Die kleine Parabel erschien im Almanach auf 1796 und ist wohl einer der ersten Versuche Schillers bei seinem „Übergange von der Spekulation zur Poesie“.

Die Weltweisen (S. 256). Schiller sandte diese „Schnurre“ nebst der „Teilung der Erde“ (S. 202) am 16. Okt. 1795 an Goethe, mit der Bemerkung, er habe sich darin „über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.“ Mit diesem Urteil sprach er vollkommen die Meinung des Freundes aus, dessen Hoffnung, durch Fichte mit der Philosophie versöhnt zu werden, unerfüllt geblieben war. Vgl. die den Philosophen gewidmete Xenienreihe S. 266 ff. — Unter den „Druckfehlern und Verbesserungen“ zu den „Horen“, die das Gedicht im November 1795 brachten, ist „Nagel“ für „Kloben“ V. 3 aufgeführt; mit Recht aber kehrte Schiller in der Sammlung von 1803 und im Manuskript der Prachtausgabe zu „Kloben“ zurück, da dieses Wort insbesondere Vorrichtungen zum Tragen beweglich schwebender Gegenstände bezeichnet; vgl. Grimms Wörterbuch V, 1217.

Das Kind in der Wiege (S. 258) — **Deutsche Treue** (S. 262) entstanden 1795 und erschienen teils in den „Horen“ dieses Jahres, teils im Musenalmanach für das folgende; nur „Zenith und Nadir“, für das Oktoberheft der Zeitschrift bestimmt, blieb durch einen Zufall liegen und erschien erst in der Sammlung von 1803. **Das Geschenk** (S. 263) — **Die Flüsse** (S. 271) dagegen gehören dem Jahre 1796 an und wurden sämtlich im Almanach für 1797 veröffentlicht außer

den Epigrammen „Die schöne Brücke“ und „Das Tor“, die erst im nächstjährigen erschienen. Diese kleinen Elegien und Epigramme ergänzen das dritte Buch und geben im einzelnen zu wenigen Bemerkungen Anlaß. — „Einem jungen Freunde“ (S. 259) behandelt, wohl ohne Beziehung auf eine bestimmte Person, das im „Genius“ (S. 124) breiter ausgeführte Thema. — Zu den „Führern des Lebens“ (S. 260), deren Überschrift ursprünglich „Schön und Erhaben“ lautete, vgl. die prosaische Umschreibung in dem Aufsatz „Über das Erhabene“ (Bd. 12): „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab ... In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ In V. 2 trat seit der Sammlung von 1803 die vom Dichter schwerlich gewollte Änderung „stehn“ statt „gehn“ ein. — „Die idealische Freiheit“ (S. 261) hieß ursprünglich „Ausgang aus dem Leben“; das Epigramm stellt dem unfreiwilligen Ende der Lebensnot deren freie Überwindung durch die Flucht in das Reich der Ideale gegenüber. „Das Ideal und das Leben“ (S. 191) führt den Gedanken des prägnanten Epigramms aus; vgl. V. 28 f. jenes großen Gedichtes und die ursprünglich auf V. 30 folgende Strophe:

„Und von jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren:
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.“

Das „Stirb und werde!“ Goethes (s. Jubiläums-Ausgabe Bd. 5, S. 16 und Bd. 1, S. XXIX) klingt hier vor, in höchst charakteristischer Prägung: bei Goethe das Aufgehen im All zu neuem Werden, die Erhebung über die Natur durch das Bewußtsein der Einheit mit ihr; bei Schiller die Flucht in ein außer der realen Welt liegendes Reich der Ideale. —

„Zenith und Nadir“ (S. 261) lehrt die Verbindung idealen Willens mit realer Tat. — Zu den „Johannitern“ (S. 262) vgl. Schillers Vorrede zu Vertot-Niethammers „Geschichte des Malteserordens“ (Bd. 13). — Die Anekdote der „Deutschen Treue“ (S. 262) entnahm Schiller der „Geschichte der Deutschen“ von Michael Ignaz Schmidt (1778 ff. III, 536); vgl. Uhlands Schauspiel „Ludwig der Baier“. — Über das „Geschenk“ (S. 263) vgl. Anm. S. 289 zur „Dithyrambe“. — „Macht des Weibes“ (S. 263): vgl. „Würde der Frauen“ (S. 25). — „Der epische Hexameter“ (S. 264): s. Anm. S. 325 zu Votivtafel Nr. 56 und 57; „Die schöne Brücke“ und „Das Tor“: ebenda zu Nr. 53—55 sowie Brief an Goethe vom 13. Sept. 1795. — Als Adressaten des ersten mit „An“ überschriebenen Epigramms hat Boas K. A. Böttiger (vgl. Anm. S. 306 zu den „Kranichen des Ibykus“) wahrscheinlich gemacht. Die Beziehung der beiden anderen, besonders die des dritten auf Goethe ist sehr zweifelhaft; vgl. Anm. S. 323 zu Votivtafel Nr. 13. — Die Epigramme „Mitteilung“ bis „Die Philosophien“ entstammen den Tabulae votivae, alle noch folgenden (S. 266—273) den Xenien des Almanachs auf 1797. — „Die Philosophen“ gehören dem in Anm. zu „Shakespeares Schatten“ S. 318 erwähnten Unterweltszyklus an. Vgl. die um ein Jahr älteren „Weltweisen“ (S. 256). Der „Lehrling“ heißt im Almanach „Ich“. Die nicht genannten Philosophen sind der Reihe nach: 1. Descartes, 2. Spinoza, 3. Berkeley, 4. Leibniz, 5. Kant, 6. Fichte, 7. Reinhold, 8. Karl Erhard Schmid. Die unpersönlichen Überschriften „Rechtsfrage“ und „Gewissensskrupel“ ließ Schiller bei der Aufnahme in die Sammlung von 1803 stehen, obwohl er über V. 1 und 5 „Lehrling“ statt „Philosophen“ und „Dringend“ setzte. — „Kant und seine Ausleger“ bis „Die Sonntagskinder“ (S. 268) würden zwischen Nr. 37 und 38 der Votivtafeln (S. 149) einen trefflichen Platz gefunden haben. — „Die Homeriden“ (S. 269) beziehen sich auf die durch Wolfs Prolegomena in Frage gestellte Einheit der homerischen Gesänge; der Göttinger Philologe Heyne behauptete, schon vor Wolf deren Zusammensetzung aus Dichtungen verschiedener

Rhapsoden erkannt zu haben, eine Ansicht, der er später selbst entgegentrat. Zum Bilde von der Wurstverteilung vgl. Odyssee XVIII, 46. — Wie die Überschriften im Xenienmanuskript verraten, bezog sich „Der erhabene Stoff“ (S. 269) auf Klopstocks Messias, „Der Kunstgriff“ (S. 270) auf die geistlichen Romane von Joh. Tim. Hermes; ob auch „Der moralische Dichter“ (S. 270) auf Klopstock zielt, ist trotz der Stellung dieses Epigramms im Xenienmanuskript ebenso fraglich wie die Beziehung auf Lavater. — In der Fülle ihrer Anspielungen, die nur den literarisch interessierten Zeitgenossen unmittelbar verständlich sein konnten, sind die „Jeremiade“ (S. 270) und „Die Flüsse“ (S. 271) typische Vertreter der Xenien. Aber sowohl das Klagelied der durch die Verbündeten von Weimar und Jena in den Schatten gestellten Poeten als auch die Parade über das literarische Deutschland sind ohne Einzelerläuterung — vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII — als Poesie genießbar; nur der Schluß der „Flüsse“ verlangt die Erklärung, daß in Diderots Roman Les bijoux indiscrets „Steine“ — so hieß es ursprünglich in V. 32 statt „Schätzchen“ — die bedenklichsten Abenteuer ihrer Besitzerinnen ausplaudern. Daß Goethe wie Schiller solche Xenien, die nur durch Kommentierung verständlich bleiben konnten, von der Aufnahme in ihre Werke ausschlossen, wurde schon S. 317 zu „Shakespeares Schatten“ bemerkt.

Das Spiel des Lebens (S. 273). Der Buchhändler Karl Spener in Berlin wünschte auf seinem „Guckkastenmann für Neujahr 1797“, einem kolorierten Kupferstich von Joh. Friedr. Bolt, ein Gedicht Schillers anzubringen, das eine Art Neujahrswunsch an das Publikum enthalten sollte und des ihm zugedachten Raumes wegen höchstens 18 Verse umfassen durfte. Am 10. (oder 11.) Okt. 1796 erfüllte Schiller diese Bitte durch Sendung „einer sehr flüchtigen Arbeit“, und man nahm seit Goedeke (Hist.-krit. Ausg. XI, 441 f.) an, daß darunter „Das Spiel des Lebens“ zu verstehen sei: dieses Gedicht erschien in der Sammlung von 1803 mit der Jahreszahl 1796, und da ein Exemplar des „Guckkastenmanns“ nicht aufzutreiben war, widersprach nichts der Annahme, daß

dieser die Verse „Wollt ihr in meinen Kasten sehn“ ꝛc. auch wirklich gebracht habe. Später fanden sich Exemplare, die aber nicht „Das Spiel des Lebens“, sondern folgende Verse enthielten:

„Zum neuen Jahr schau Jedermann
Ein lehrreich Bild aus meinem Kasten,
Das Bild von unserm Leben an!
Der Leidenschaft ganz hingegeben
Trabt alle Welt, dort linker Hand,
Nach Ämter, Titel, Stern und Band,
Nach Geld, nach Putz und anderm Tand:
Ihr ganzes Tun ist ein unsel'ges Streben!
Nur Wen'ge, rechts, verstehn das Leben
Zu brauchen, wie man's brauchen muß,
Zur Freundschaft, zum Naturgenuß,
Und zu der Lust, die Wissenschaften geben!
Wer von den letztern ist, fürwahr!
Dem wird gewiß ein frohes Leben
Ohn' allen Wunsch zum neuen Jahr.“

Boxberger (Schillers Werke II, 201 in Kürschners National-Literatur), Jonas (Briefe V, 498 f.) und Bellermann (Schillers Werke IX, 199) halten diese Verse für eine zweite Fassung vom „Spiel des Lebens“, das seiner Länge wegen oder aus einem andern Grunde nicht verwendet und daher von Schiller zu obiger Gestalt umgearbeitet worden sei. Dem kann ich nicht beistimmen. Wenn die Verse „Zum neuen Jahr“ ꝛc. überhaupt von Schiller stammten, so ließen sie sich weit eher als eine erste, auf das Niveau des „Guckkastenmanns“ gestimmte Fassung begreifen, die dann 1803 für das Niveau der Gedichtsammlung völlig umgearbeitet worden wäre. In Wahrheit aber lieferte irgend ein unbekannter Poet die Guckkastenverse, da Spener, als Schillers Sendung vom 10. Okt. 1796 in Berlin eintraf, in Leipzig war und von dort aus zur „fernerweiten Beförderung“ des Schillerschen Gedichtes „nichts tun“ (d. h. wohl: es dem Kupferstecher nicht mehr rechtzeitig zustellen) konnte. Die genannten drei Gelehrten haben Speners Brief an Schiller vom 15. Apr. 1797 („Geschäftsbriefe Schillers“ herausg. v. Goedeke 1875 S. 196)

übersehen, in welchem der Verleger des „Guckkastenmannes“ wiederum ein Gedicht Schillers erbittet und einer Wiederholung des vorjährigen Mißgeschickes vorzubeugen sucht. Es unterliegt daher keinem Zweifel: das erst 1803 gedruckte „Spiel des Lebens“ entstand 1796, und die oben mitgeteilten Verse „Zum neuen Jahr“ ꝛc. stammen nicht von Schiller.

Die Begegnung (S. 274). Im Beginn seiner zweiten dichterischen Periode, am 5. Okt. 1795, schrieb Schiller an Humboldt: „Noch wollte ich, um einem langen Wunsch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe.“ Da im Zusammenhange des Briefes von Schillers Begabung für das Epos „im weitern Sinne des Worts“ die Rede ist, läßt sich die Vermutung Goedekes und Boxbergers nicht abweisen, daß die „Begegnung“ ein Bruchstück dieses Planes und identisch sei mit dem „kleinen romantischen Gedicht in Stanzen“, das Schiller im Frühjahr 1796 (an Körner, 29. Febr.) ausführen wollte. Daß die „Begegnung“ erst 1797 im zehnten Stück der „Horen“ erschien, spricht nicht dagegen, dafür aber, daß es aus einer ganz bestimmten Situation heraus gedichtet ist, nicht aus einer in der Liebeslyrik typischen; vgl. Anm. S. 292 zum „Geheimnis“. Völlig klar kann die Situation allerdings nicht genannt werden: denn V. 25—32, die doch nur als „das leise süße Wort“ der vornehmen Dame zu verstehen sind, passen nicht wohl dazu, daß diese „umringt von ihren Frauen“ war.

Das Mädchen von Orleans (S. 275). Voltaire, der Priester des Spottgottes Momus (V. 17), hatte den Stoff der „romantischen Tragödie“ Schillers in seiner Pucelle d’Orléans (1757) „in den Staub gezogen“, aber selbst in der näheren Umgebung des deutschen Dichters fehlte es nach Böttigers späterem Berichte nicht an Stimmen, die sich vom Vorurteil für das französische Machwerk nicht befreien konnten. Das Gedicht entstand alsbald nach Beendigung der Tragödie im Frühling 1801 und erschien im Taschenbuch auf 1802 unter der bezeichnenderen Überschrift „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans“.

Dem Erbprinzen von Weimar (S. 276). Das Gedicht führt uns zum Schluß noch einmal zurück in das Mittwochskränzchen, vgl. Anm. S. 290 zum „Siegesfest“ (und S. 292 zur „Sehnsucht“). Erbprinz Karl Friedrich wurde am 22. Febr. 1802, zwei Tage vor seiner Abreise nach Paris, in dieser Gesellschaft abgefeiert; für denselben Abend lieferte Goethe das „Tischlied“, das sich in seiner ersten Gestalt gleichfalls unmittelbarer auf diesen Anlaß bezog (vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. I, S. 329). — In V. 30 verlangt der Reim die Beibehaltung der zu Schillers Zeit noch vorherrschenden Form „Bret“, während ich es im übrigen nicht für angezeigt hielt, in dieser Ausgabe den modernen Leser durch Wortformen wie „Mauren“, „fodern“, „Erzt“ u. dgl. zu belästigen; eine pedantische Konsequenz aber wäre in solchen Dingen vom Übel: in den „Räubern“ (Bd. 3), der Dissertation (Bd. 11) und der Übersetzung der „Iphigenie in Aulis“ (Bd. 10) wird man z. B. das „Erzt“ gern erhalten sehn, das im „Eleusischen Fest“ unerträglich sein würde.

Parabeln und Rätsel (S. 277). Bei der Bearbeitung von Gozzis Tragikomödie „Turandot“ (Bd. 9) entnahm Schiller seiner Vorlage nur das eine Rätsel vom „Jahr“ (V. 848 ff.), das er daher, als ein fremdes Produkt, seiner Gedichtsammlung von 1803 nicht einreihte; für die erste Aufführung am 30. Jan. 1802 erfand er die beiden anderen (V. 886 ff. und 947 ff. = Nr. 6 und 10 vorliegender Gruppierung) hinzu, und für die vier Wiederholungen, die er erlebte, schuf er elf weitere, indem ihm Goethe für die zweite Aufführung (2. Febr. 1802) eines, durch Beisteuer des „Schalttags“, abnahm. Somit sind 13 Rätsel, von insgesamt 15, Schillers Eigentum. Sie erscheinen hier in der Reihenfolge, die er ihnen bei Sendung des Manuskripts zur zweiten Auflage der zweiten Gedichtsammlung an den Verleger Crusius (21. Nov. 1804) gegeben; Schillers Witwe übersah, daß darunter auch Nr. 7, 9 und 12 (vom 9. Jan. 1804) sich befunden hatten, und sandte diese daher am 12. Juni 1805 als ungedruckt an Cotta, der sie im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806“ publizierte. — Über Nr. 1 und 8 schrieb Goethe am 2. Febr. 1802 an Schiller, sie

hätten den „schönen Fehler der ersten [Nr. 6 und 10], daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte". Vgl. Albert Köster, „Schiller als Dramaturg" 1891 S. 211 f. Für Nr. 6 (Auge) und 10 (Pflug) gibt der Text der „Turandot" (V. 904 ff. und 978 ff.) die Lösungen, aber auch für die zu den Wiederholungen gedichteten Rätsel führte Schiller solche in Versen aus. Diejenigen zu Nr. 2—5 (Teleskop; Sterne und Mond; Kosmos; Tag und Nacht oder — nach Bellermann — Sommer und Winter) sowie 11 und 13 (Funke und Wind; Schiff) gingen mit den Regiebüchern des weimarischen Hoftheaters zu Grunde, als dieses 1825 abbrannte. Erhalten blieben durch anderweitige Überlieferung die Lösungen zu Nr. 1, 7, 8, 9 und 12. Sie lauteten zu:

Nr. 1.

„Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Am Himmel siehst du sie, sie heißt — der Regenbogen."

Nr. 7.

„Das alte fest gegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich, unabsehlich leitet
Und Tausende beschirmt — die große Mauer ist's,
Die China von der Tartarwüste scheidet."

Nr. 8.

„Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt."

Nr. 9.

„Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind's, des Lichtes Kinder und der Nacht."

Nr. 12.

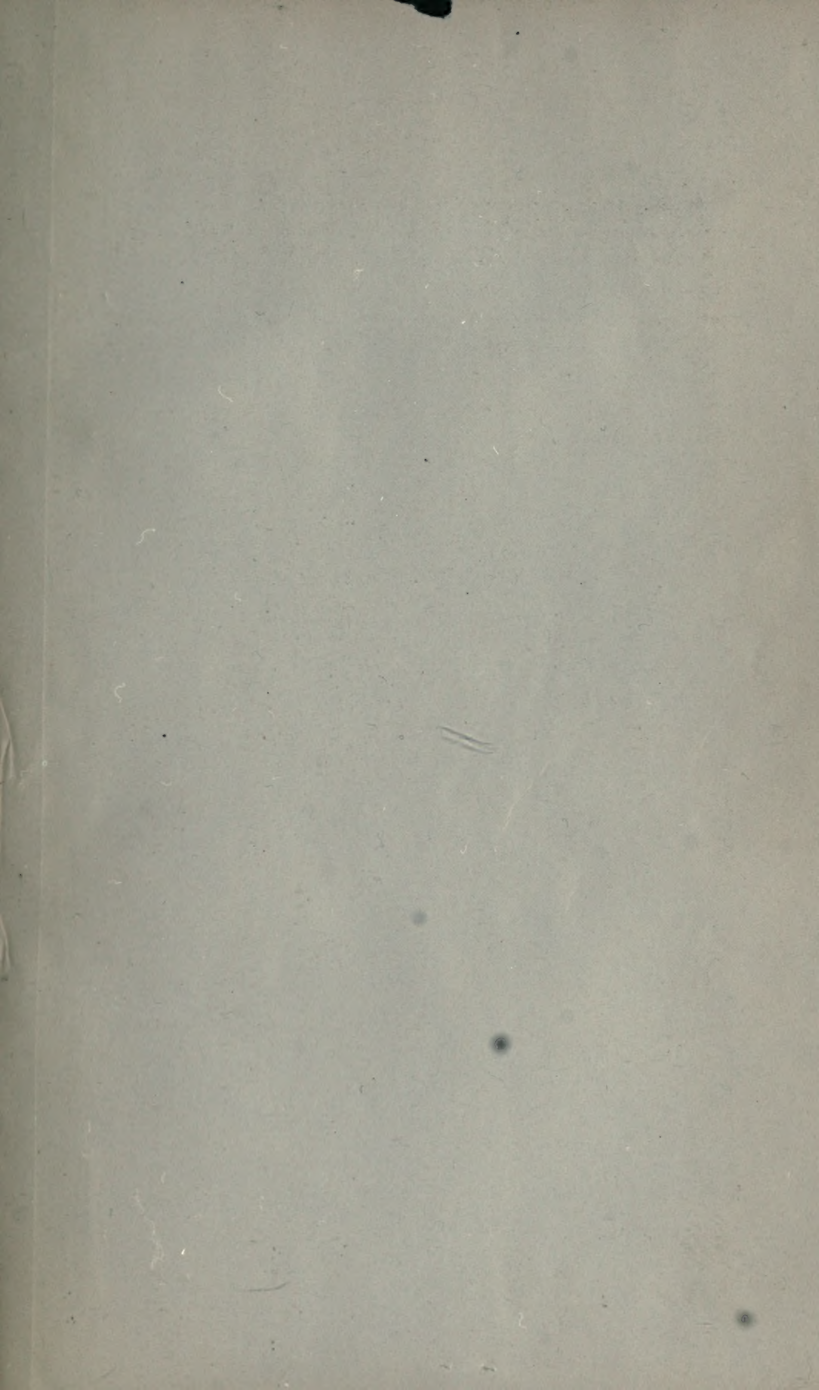
„Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen
Und, dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
Eh' es den kleinen Raum durchzogen —
Der Schatten ist es an der Sonnenuhr."

Eine textkritische Erörterung mag — als ein Beispiel vieler dem Leser ersparten — diese Anmerkungen beschließen. Nr. 8, V. 17—20 lauten in beiden von Schiller besorgten Auflagen der Gedichtsammlung von 1803 so wie oben S. 281; im ersten Druck dagegen („Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet") und im Hamburger Theatermanuskript der „Turandot" weicht die Strophe in mehreren hier durch Sperrdruck gekennzeichneten Worten wie folgt ab:

„Doch dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht,
Es verbrennt in eignem Feuer,
Wie's tötet, ist es tot."

Die im Text S. 281 wiedergegebene Fassung stellt eine durchgreifende Bearbeitung der soeben mitgeteilten dar, und es ist unzulässig, sie (mit Viehoff, Düntzer, Bellermann u. a.) im übrigen anzuerkennen, das „nur" aber als Druckfehler für „nie" zu verwerfen. In der ersten Fassung ist der Sinn: Wie schrecklich aber diese Schlange auch sein mag, so kann sie doch nie zweimal drohen, denn sie muß in einem Feuer, das sie selbst entzündete, verbrennen. Ganz anders die zweite Fassung. Goedeke (Hist.-krit. Ausg. XI, 458) zeigt aus volks-

tümlichen Lehrbüchern vom Ende des 18. Jahrhunderts, daß man damals den Glauben an den sogenannten „kalten Schlag" (d. h. an einen Kälte mit sich führenden, unschädlichen Blitz) durch die Erklärung bekämpfte: häufig folge einem Blitz unmittelbar ein zweiter, der das vom ersten entzündete Feuer durch Fortreißen der zum Verbrennungsprozeß erforderlichen Luft auslösche. Diese Anschauung ist es, die Schiller bei der Bearbeitung des Rätsels in dessen ganze Schlußstrophe hineintrug: Wenn die Schlange zweimal erscheint, so hat sie nur gedroht, denn dann muß sie, ohne einen Brand entzünden zu können, im eignen Feuer sterben.





PT 2465 Bo5 v.1
Schiller, Johann Christoph Friedrich von
Schillers sämtliche Wërke
v. 1

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

